

Volkserzählungen

des

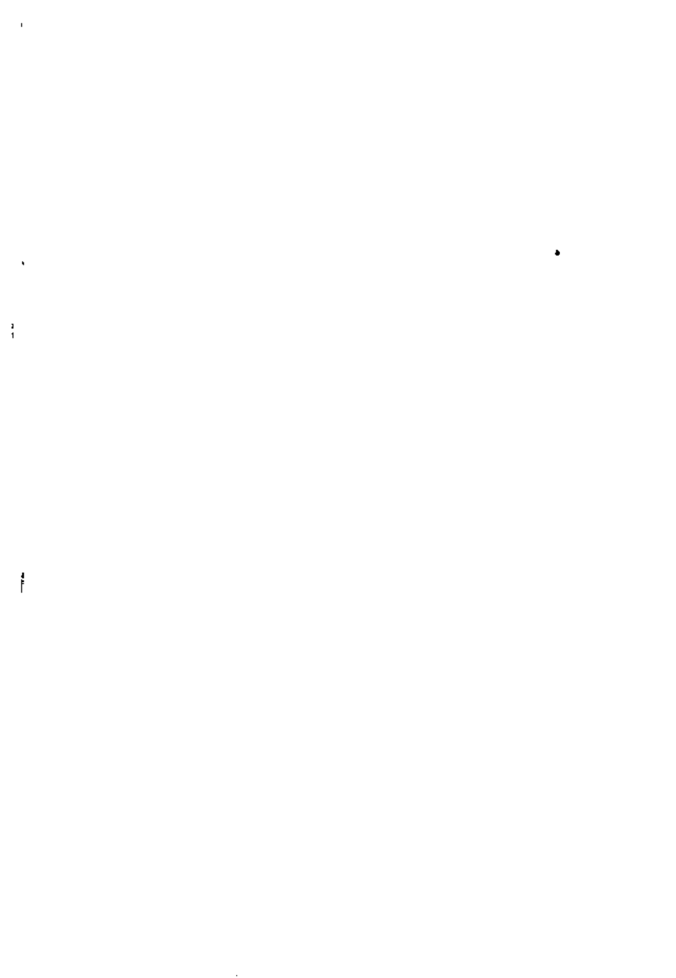
Grafen Leo N. Tolstoi

Aus dem Russischen übersetzt von
Wilhelm Goldschmidt

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

Inhalt.



Ein Verbannter.

In der Stadt Wladimir lebte der junge Kaufmann Akßjonow, Besitzer zweier Verkaufsstellen und eines Hauses.

Der braungelockte Akßjonow erfreute sich eines trefflichen Aussehens, er war Liedersänger und stets der erste unter den Heiteren. Als junger Mann trank er viel und suchte Händel, wenn er angetrunken war; seitdem er jedoch verheiratet, verschwur er das Trinken und that nur selten einen Zug.

Einst im Sommer fuhr Akßjonow nach Nishnij-Nowgorod zum Jahrmarkt. Als er von seiner Familie Abschied nahm, sagte die Frau:

„Iwan Dimitrijewitsch, fahre du heut nicht, ich habe dich schlimm im Traume gesehen.“

„Hast immer Angst, daß ich mich am Ende auf dem Jahrmarkt dem Trunke ergebe?“

Die Frau erwiderte:

„Weiß selbst nicht, was ich fürchte, aber schlimm habe ich geträumt — habe geträumt, du kämest aus der Stadt; wie du deine Mütze abnimmst, sehe ich, dein Kopf ist ganz grau.“

Akßjonow lachte.

„Das bedeutet Gewinn. Sollt's erfahren, daß mein Handel gedeiht und ich teure Geschenke mitbringe.“

Und er nahm Abschied von der Familie und fuhr fort.

Auf halbem Wege traf er einen ihm bekannten Kaufmann, mit welchem zusammen er Nachtquartier nahm. Sie tranken gemeinsam Thee und legten sich schlafen in zwei Zimmern nebeneinander. Akßjonow liebte nicht, lange zu

schlafen, mitten in der Nacht wachte er auf, weckte, um in der Kühle zu fahren, den Fuhrmann und hieß ihn anspannen. Dann ging er nebenbei in die Kammer, verrechnete sich mit dem Wirt und fuhr weiter.

Nachdem er gegen vierzig Werst gefahren, machte er Halt zum Füttern, ruhte sich im Kruge aus, ging zur Mittagszeit in das Vorhaus, ließ die Theemaschine aufstellen, holte seine Guitarre und begann zu spielen. Klingelnd kommt plötzlich ein Dreigespann angefahren, ein Beamter, in Begleitung von zwei Soldaten, steigt aus, nähert sich Akßjonow und fragt: wer und woher? Akßjonow giebt genau Auskunft und bittet, ob es nicht gefällig sei, Thee mit ihm zu trinken. Der Beamte läßt jedoch mit Fragen gar nicht ab: wo er die letzte Nacht zugebracht? ob allein oder mit einem Kaufmann? ob er den Kaufmann am Morgen gesehen habe? weshalb er so früh vom Hofe gefahren? Akßjonow wundert sich, weshalb man ihn ausfragt, und fügt hinzu:

„Was forschen Sie mich aus? Bin ja kein Dieb, kein Räuber. Ich reise in eigenen Geschäften. Weshalb soll ich Rede stehen?"

Da rief der Beamte die Soldaten und sagte:

„Ich bin der Landrichter und stelle meine Fragen, weil der Kaufmann, mit dem zusammen du die vorige Nacht verbrachtest, ermordet ist. Weise dein Gepäck. Ihr durchsucht ihn."

„Man ging in das Haus, schnürte Koffer und Reisesack auf und begann zu suchen. Plötzlich zog der Richter ein Messer aus dem Sack und rief:

„Wessen Messer ist dies?

Akßjonow blickt hin; er sieht, daß man ein blutiges Messer aus seinem Reisesack gezogen, und schreckt zusammen.

„Wie kam Blut an das Messer?"

Akßjonow wollte antworten, vermochte jedoch ohne Zittern kein Wort hervorzubringen.

„Ich . . . ich weiß nicht . . . ich . . . das Messer habe ich . . . gehört nicht mir . . ."

Da ließ sich der Richter vernehmen:

„Am Morgen fand man den Kaufmann ermordet auf dem Bett. Außer dir befand sich niemand im Krug, der die That hätte begehen können; überdies war das Haus von inwendig verschlossen. Das blutige Messer findet sich in deinem Sack, auch dein Gesicht verrät dich. Bekenne, wie du ihn umgebracht und wie viel Geld du geraubt hast."

Akßjonow schwur, daß er nicht der Thäter sei; daß er den Kaufmann, nachdem sie zusammen Thee getrunken, nicht gesehen; daß er nur seine eigenen achttausend Rubel hätte und das Messer ihm nicht gehörte. Schluchzen erstickte fast seine Stimme, er war bleich und zitterte vor Angst wie ein Schuldiger.

Der Richter befahl den Soldaten, ihn zu binden. Als man ihn mit zusammengeschnürten Füßen in den Wagen warf, bekreuzte er sich und weinte. Gepäck und Geld hatte man ihm abgenommen, jetzt brachte man ihn in die nächste Stadt ins Gefängnis. Um zu erfahren, was für ein Mensch er sei, fragte man in Wladimir an. Die Kaufleute wie überhaupt die Einwohner Wladimirs zeugten, als junger Mensch habe Akßjonow leichtlebig seine Tage verbracht, zweifelsohne sei er ein Biedermann. Das Gericht hielt dafür, er habe den Rjäsanschen Kaufmann ermordet und zwanzigtausend Rubel geraubt.

Akßjonows Frau härmte sich und wußte nicht, was sie denken sollte. Die beiden Kinder waren klein, das eine lag noch an der Brust. Sie nahm ihre Kinder und fuhr mit ihnen in die Stadt, wo ihr Mann im Gefängnis saß. Zuerst ließ man sie nicht zu ihm; als sie indes die Behörde anflehte, führte man sie zu ihrem Manne. Als sie ihn in Gefängniskleidern erblickte, in Ketten, zusammen mit Räubern, fiel sie auf die Erde und konnte lange nicht zu sich kommen. Darauf setzte sie sich mit den Kindern zu ihrem

Mann und begann zu erzählen von allen häuslichen Angelegenheiten, und über alles fragte sie ihn aus, was mit ihm sich zugetragen hatte. Alles erzählte er ihr. Sie sagte:

„Was soll nun geschehen?"

Darauf er:

„Den Zaren muß man anflehen. Ich kann doch nicht unschuldig verderben!"

Die Frau berichtete, daß sie bereits eine Bittschrift dem Zaren eingereicht, dieselbe sei indes nicht angekommen. Akßjonow neigte, ohne zu antworten, den Kopf. Da sagte die Frau:

„Nicht umsonst habe ich damals — erinnerst du dich? — im Traume gesehen, du seiest grau geworden. Und jetzt bist du grau vor Kummer. Hättest damals nicht fahren sollen." Sie streichelte seine Haare und sagte weiter: „Wanja, Herzensfreund, sag' der Frau die Wahrheit: hast du's nicht gethan?"

Akßjonow sagte nur:

„Auch du?"

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte. Dann kam der Soldat und hieß Frau und Kinder fortgehen. Akßjonow nahm den letzten Abschied von seiner Familie.

Als die Frau gegangen war, überdachte Akßjonow, was sie gesprochen hatten. Bei der Erinnerung, daß auch sie Verdacht auf ihn habe und ihn fragen konnte, ob er der Mörder des Kaufmanns sei, sprach er zu sich selbst: außer Gott kann niemand die Wahrheit kennen, nur ihn muß man anflehen, Gnade nur von ihm erwarten. Von nun ab reichte er keine Bittschriften ein, Hoffnung hatte er aufgegeben und betete nur zu Gott.

Zu Knutenhieben und zur Zwangsarbeit war Akßjonow verurteilt. Der Spruch des Gerichtes wurde in Vollzug gesetzt.

Man knutete ihn. Nachdem seine Wunden geheilt waren, schickte man ihn mit anderen Zwangsarbeitern nach Sibirien.

Sechsundzwanzig Jahre verbrachte er dort im Gefängnis. Weiß wie Schnee wurde sein Haupthaar, lang, schmal und grau wuchs der Bart. Dahin war seine Heiterkeit. Er ging gebückt und leise, sprach wenig, lachte niemals, betete viel.

Im Gefängnis lernte Akßjonow das Schusterhandwerk. Von seinem Verdienst kaufte er ein Evangelium und las darin, wenn es hell im Gefängnis war. An den Feiertagen sang er in der Kirche auf dem Chor — noch immer schön war seine Stimme. Die vorgesetzte Behörde liebte Akßjonow seiner Demut halber, seine Unglücksgenossen achteten ihn, nannten ihn „Großväterchen" und „Gottesmensch". Waren Bitten bei der Behörde vorzubringen, ordneten die Genossen ihn ab; brachen Zänkereien unter den Sträflingen aus, so riefen sie ihn an, um zu schlichten.

Von seiner Familie schrieb keines an ihn; er wußte nicht, ob Frau und Kinder am Leben wären.

Einst brachte man in das Gefängnis neue Sträflinge. Am Abend versammelten sich die alten Gefangenen um die neuen und begannen sie auszufragen, woher, aus welcher Stadt, aus welchem Dorf sie seien und weshalb sie hierher geraten. Akßjonow saß auf seiner Pritsche und hörte geneigten Kopfes an, was jeder erzählte. Einer der Ankömmlinge war ein hochgewachsener gesunder Mann von sechzig Jahren mit grauem beschnittenem Bart. Er erzählte, wofür man ihn ergriffen hatte:

„Für nichts und wieder nichts bin ich hierher gekommen, Brüderchen. Habe da ein Pferd vom Schlitten abgebunden; man faßte mich und rief, ich hätte es gestohlen. Und ich sage, ich wollte nur schneller weiterkommen — auch habe ich das Tier nicht bei mir gehalten. Überdies ist der Fuhrmann mein Freund. Alles in Ordnung, sage ich. Nein, sagt man, du hast's gemaust. Aber die wissen nicht, was und wo ich wirklich gemaust habe. Da waren Sachen, für

die ich schon längst hierher gehörte. Man konnte n
beweisen. Jetzt bin ich nicht nach Fug und Recht hi
befördert. Übrigens, daß ich die Wahrheit sage, wa
schon in Sibirien, blieb indes nicht lange zu Gast . .

„Wo bist du her?“ fragte einer der Sträflinge.

„Bin Wladimirscher Kleinbürger, heiße Makar,
tituliert mich Ssemjonowitsch.“

Akßjonow hob den Kopf und fragte:

„Hör' mal, hast du nicht, Ssemjonowitsch, in Wlad
von den Kaufleuten Akßjonow gehört? Sind sie noch
Leben?“

„Wie soll ich nicht von ihnen gehört haben! Reiche K
leute, ungeachtet der Vater in Sibirien ist: der scheint
so einer wie wir Sündige zu sein. Und du selbst, Väter
für welche Thaten bist du hier?“

Akßjonow liebte nicht, über sein Unglück zu sprecher
seufzte und sagte:

„Meiner Sünden halber verrichte ich das sechsundzw
zigste Jahr Zwangsarbeit.“

Makar Ssemjonow fragte:

„Wegen welcher Sünden?“

Akßjonow entgegnete:

„Muß es wohl so verdient haben.“

Weiter wollte er nicht reden. Aber die Sträflinge
zählten den neuen Kameraden, wie Akßjonow nach
birien gekommen war; sie berichteten, wie auf der
jemand den Kaufmann ermordet und Akßjonow das M
zugesteckt habe und wie er schuldlos verurteilt sei.

Als Makar Ssemjonow so reden hörte, sah er Akßjo
an, schlug auf seine Kniee und sagte:

„Das ist ein Wunder! was für ein Wunder! Bis
aber gealtert, Väterchen!“

Man forschte, worüber er sich so verwundere, w
früher Akßjonow gesehen habe. Makar Ssemjonow
beachtete diese Fragen nicht, er rief nur:

„Ein Wunder, Kinder! wo man sich zusammenfindet!“

Und bei diesem Ausruf kam es Akßjonow in die Gedanken, ob es diesem Menschen nicht bekannt sei, wer den Kaufmann ermordet habe. Er sagte:

„Hast du vielleicht schon früher, Ssemjonowitsch, von dieser Sache gehört oder hast du mich früher gesehen?

„Wie sollte ich davon nicht gehört haben! Die Welt ist voll allerlei Gerücht. Aber viel Zeit verfloß seitdem und ich vergaß, was ich etwa gehört habe.“

„Vielleicht vernahmst du, wer den Kaufmann tötete?“

Makar Ssemjonowitsch lachte und sagte:

„Bei wem sich das Messer fand, der wird ihn wohl getötet haben. Hat dir auch jemand das Messer in den Sack gesteckt — nicht gefangen, nicht gehangen. Wie wäre es auch möglich gewesen, das Messer in deinen Sack zu bringen — derselbe stand ja doch wohl bei dir am Kopfende? Hättest's mithin gehört.“

Als Akßjonow eben diese Worte vernahm, dachte er, dieser Mensch sei der Mörder. Er stand auf und entfernte sich. Lange konnte er nicht einschlafen. Schwermut übermannte ihn — bald sah er seine Frau, wie er von ihr Abschied nimmt, als er zum letztenmal zum Jahrmarkt reist; wie lebendig sah er sie, er blickte in ihre Augen, er hörte wie sie auf ihn einsprach. Dann sah er seine Knaben, wie sie damals waren, im Pelzchen der eine und der andere lag an der Mutterbrust. Auch seiner selbst erinnerte er sich, wie er damals gewesen, heiter, jung; er erinnerte sich, wie er im Vorhause des Kruges saß, wo man ihn ergriff, wie er die Guitarre spielte, wie heiter es ihm auf der Seele war. Und er erinnerte sich des Richtplatzes, wo man ihn knutete, des Henkers, des Volkes ringsum, der Ketten und all der Gefangenen und des ganzen sechsundzwanzigjährigen Kerkerlebens. Und er erinnerte sich seines Alters. Eine solche Schwermut übermeisterte ihn, daß er nahe daran war, Hand an sich zu legen.

Und das alles durch diesen Bösewicht, dachte er.

Und eine solche Wut überfiel ihn auf Makar Ssemjonow, daß er, käme er auch selbst dabei um, Rache haben wollte. Die ganze Nacht über murmelte er Gebete, konnte aber keine Ruhe finden. Am Tage mied er Makar Ssemjonow, er blickte ihn nicht einmal an.

So vergingen zwei Wochen. Akßjonow fand keinen Schlaf in den Nächten. Vor Weh wußte er nicht sich zu lassen.

Einst in der Nacht ging er im Gefängnis umher und bemerkte, daß unter einer Pritsche die Erde sich regte. Beobachtend blieb er stehen. Plötzlich sprang Makar Ssemjowitsch unter der Pritsche auf und blickte mit angstvollem Schrecken auf Akßjonow. Akßjonow wollte weitergehen; Makar aber ergriff ihn bei der Hand und erzählte, daß er einen Durchgang unter der Mauer gegraben und täglich in den Stiefelschäften die Erde herausbringe, wenn man sie zur Arbeit treibe. Er sagte:

„Reinen Mund gehalten, Alter, dich werde ich auch herausbringen. Giebst du mich aber an, so prügelt man mich — ich gedenke es dir, ich töte dich."

Als Akßjonow den Bösewicht so reden hörte, zitterte er vor Wut, machte seine Hand frei und sagte:

„Ich brauche nicht von hier zu gehen, du aber vermagst nicht mich zu töten, denn du hast mich längst getötet. Ob ich über dich eine Aussage mache oder schweige — wie es Gott mir auf die Seele legen wird, so soll es geschehen."

Als man tags darauf die Gefangenen zur Arbeit führte, bemerkten die Soldaten ausgeschüttete Erde, man untersuchte das Gefängnis und fand die Höhlung unter der Mauer. Der Gefängnisvorstand begann eine Untersuchung. Keiner wollte von der Sache wissen. Diejenigen, welche unterrichtet waren, gaben Makar Ssemjonowitsch nicht an, weil sie wußten, daß man für solch ein Unterfangen ihn halb tot prügeln würde. Da wendete sich der Vorsteher zu Akßjonow. Er wußte, daß Akßjonow ein gerechter Mann war, und sagte:

„Alter, du bist aufrichtig, sag' mir vor Gott, wer hat es gethan?"

Als ginge nichts Besonderes vor, stand Makar Ssemjonow da und blickte auf den Vorstand, nach Akßjonow aber sah er sich nicht um. Hände und Lippen zitterten Akßjonow, lange vermochte er kein Wort auszusprechen. Er dachte: verschweige ich die Wahrheit — weshalb verzeihe ich ihm, wenn er mein Leben verdorben hat? Möge er für meine Qual entgelten. Gebe ich ihn aber an — dann freilich wird man ihn halbtot knuten. Habe ich ihn aber fälschlich als Mörder im Sinn? Wird mir dadurch leichter?

Noch einmal sagte der Vorstand:

„Nun, Alter, sprich die Wahrheit — wer hat die Mauer unterwühlt?"

Akßjonow sah auf Makar Ssemjonow und antwortete:

„Ich kann's nicht sagen, Euer Wohlgeboren, Gott befiehlt mir nicht zu reden, ich sage es nicht. Machen Sie mit mir, was Sie wollen — das steht in Ihrer Macht."

Wie auch der Vorstand sich mit ihm abmühte, Akßjonow sprach kein Wort mehr. So brachte man nicht in Erfahrung, wer die Höhlung gegraben hatte.

In der folgenden Nacht, als Akßjonow sich auf seine Pritsche gelegt hatte und halb eingedrusselt war, bemerkte er, daß jemand näher kam und zu ihm am Fußende sich setzte. Trotz der Dunkelheit erkannte er Makar und sagte:

„Was willst du noch von mir? Was treibst du hier?"

Makar Ssemjonow schwieg. Akßjonow erhob sich und sagte weiter:

„Was willst du? Gehe fort, sonst rufe ich die Wache."

Makar Ssemjonow bog sich nahe zu Akßjonow und flüsterte:

„Iwan Dimitrijewitsch, verzeihe mir!"

Akßjonow entgegnete:

„Was habe ich dir zu verzeihen?"

„Ich bin der Mörder des Kaufmanns, ich habe das

Messer dir zugesteckt. Auch dich beabsichtigte ich zu töten, auf dem Hofe ließ sich jedoch Geräusch vernehmen, schnell brachte ich das Messer in deinen Reisesack und kroch aus dem Fenster."

Akßjonow entgegnete nichts, er wußte nicht, was er hätte sagen sollen. Makar Ssemjonow ließ sich von der Pritsche nieder, beugte sich bis zur Erde und sagte:

„Iwan Dimitrijewitsch, verzeihe mir, verzeihe mir um Gottes willen! Ich selbst werde angeben, daß ich der Mörder des Kaufmanns bin. Dich wird man aus der Haft entlassen, du kehrst nach Hause zurück."

Akßjonow sagte:

„Leicht ist dir das Reden, aber schwer ist mir das Dulden! Wohin werde ich jetzt gehen? Die Frau, die eigenen Kinder haben mein vergessen und nirgend habe ich eine Heimat."

Makar Ssemjonowitsch stand nicht auf, er schlug mit der Stirn an die Diele und sprach:

„Iwan Dimitrijewitsch, verzeihe! Leichter, als jetzt auf dich zu blicken, war's mir, als man mich mit der Knute schlug . . . und du hast dich noch meiner erbarmt . . . hast mich nicht angegeben. Vergieb mir um Christi willen! verzeihe du mir verfluchtem Bösewicht!"

Und er schluchzte.

Als Akßjonow das Schluchzen hörte, begann er selbst zu weinen und sagte:

„Gott wird dir verzeihen; vielleicht bin ich zehnmal so schlecht wie du!"

Und plötzlich wurde ihm so leicht auf der Seele, er bangte nicht mehr nach der Heimat, wollte nicht mehr aus dem Gefängnis gehen und dachte nur an die letzte Stunde.

Makar Ssemjonowitsch hörte nicht auf Akßjonow, er gab sich als Schuldigen an. Als die Entscheidung eintraf, Akßjonow sei frei, war derselbe bereits tot.

Lösche das Feuer solange es glimmt.

Im Dorfe wohnte der Bauer Iwan Schtscherbakow in ten Verhältnissen. Er selbst, in voller Kraft, war der beitsamste im ganzen Dorf und hatte drei Söhne, die ihm lfen: der älteste bereits verheiratet, eben erwachsen der ittlere, auch der dritte schon groß genug, um mit den erden und dem Pfluge umzugehen. Iwans Alte war ein scheites und wirtschaftliches Weib, ruhig und arbeitsam ar seine Schwiegertochter. Nichtarbeitende Münder gab nicht, außer seinem greisen Vater — der lag, krank am sthma, bereits das siebente Jahr auf dem Ofen. Iwan itte alles zur vollen Genüge — drei Pferde und ein Füllen, ne Kuh mit einem Kalbe, fünfzehn Schafe. Die Weiber ihten für die Männer und arbeiteten im Felde; die änner verrichteten ihre Bauernarbeit. War das neue orn eingebracht, so hatte man vom alten noch eine Fülle. it dem Hafer wurden die Abgaben und das Notwendige stritten. Iwan hatte nur zu leben mit den Kindern. Aber of an Hof lebte Nachbar Gawril der Hinkende, des Gardej wanow Sohn. Zwischen ihnen brach Feindschaft aus.

Solange der alte Gardej lebte und Iwans Vater wirthaftete, lebten die Bauern gutnachbarlich. Hatten die eiber ein Sieb oder einen Kübel nötig, brauchten die änner eine Planke oder ein Rad, so schickten sie einer um andern und halfen sich aus. Verläuft sich des Nachars Kalb in die Tenne — man verjagt es und sagt nur: chtet auf das Kalb, bei uns ist vom Dreschen noch nicht ufgeräumt. Verhüte Gott, daß einer vor dem andern was verstecken, daß er Tenne oder Scheuer verschließen

oder gar zu Gericht mit einer Klage gehen sollte -- dergleichen war nicht Brauch.

So lebte man zur Zeit der beiden Alten. Anders aber wurde es, als die Jungen wirtschafteten.

Mit etwas ganz Nichtigem fing es an.

Iwans Schwiegertochter sammelte Eier zum Osterfest, holte sich täglich das frischgelegte Ei aus dem Kasten der Telega in der Scheune. Wahrscheinlich hatten einmal die Kinder die Henne aufgescheucht, sie flog über das Geflecht zum Nachbar und legte auf dessen Hof. Die junge Frau hört die Henne gackern und denkt: jetzt ist keine Zeit, zum Feiertage muß man im Hause aufräumen; später will ich das Ei holen. Am Abend geht sie in die Scheune — kein Ei ist im Wagenkasten. Sie fragt die Schwiegermutter, den Schwager, ob sie es nicht genommen haben. Nein, sagen sie, wir haben es nicht genommen. Aber Taraßka, der jüngste Schwager, sagt:

„Deine Henne hat auf dem Hof beim Nachbar gelegt, dort hat sie gegackert, von daher kam sie geflogen."

Die junge Frau sieht ihre Henne an: die sitzt neben dem Hahn auf der Querstange, ihre Augen sind verschleiert, sie ist im Begriff einzuschlafen. Gern hätte sie die Henne gefragt, wo sie gelegt hat — aber die Henne kann ja nicht antworten. Und die junge Frau ging zu den Nachbarn.

Die Alte kommt ihr gerade entgegen.

„Was willst du, junge Frau?"

„Meine Henne, Großmütterchen, ist heut zu Euch herübergeflogen — hat sie nicht irgendwo ein Ei gelegt?"

„Hab's mit keinem Auge gesehen. Mit Gottes Segen legen unsere eigenen schon lange; unsere Eier haben wir gesammelt, fremde brauchen wir nicht. Wir gehen nicht, meine Liebe, auf fremde Höfe, um Eier zu sammeln."

Diese Rede kränkte die junge Frau; sie sagte ein überflüssiges Wort, die Nachbarin trumpfte zwei überflüssige Worte darauf — und nun hub der Zank an. Iwans

Frau, die Wasser trug, kam vorüber, auch sie mischte sich ein, die Frau Gawrils rannte herbei, tadelte die Nachbarin, erwähnte das, was gewesen war, und setzte hinzu, was nicht gewesen war. Das gab ein Gepolter! Alle schreien durcheinander, überhasten sich und es fallen arge Worte. Du bist so und so eine .... du bist eine Diebin .... eine Schlampe ... du bringst deinen Alten mit Gift um. — Und du bist eine Bettlerin ... mein Sieb hast du durchgeschlagen ... auch unser Schulterjoch hast du, her mit dem Schulterjoch!

Sie packen das Schulterjoch, vergießen das Wasser, zerren sich die Tücher vom Leibe, balgen sich. Gerade kam Gawril vom Felde heimgefahren, er nahm sich seines Weibes an. Von seinem ältesten Sohne begleitet, stürzte jetzt auch Iwan herzu und alle mengten sich zu einem wirren Knäuel; er war ein kräftiger Mann, die Drängenden stieß er von sich, Gawril zog er einen Büschel Barthaare aus. Das ganze Dorf war zusammengelaufen, mit Mühe wurden die Streitenden auseinander gebracht.

Das war der Anfang.

Gawril wickelte seinen Büschel in ein Papier und fuhr in das Gemeindegericht.

„Nicht deshalb," sagte er, „habe ich mir den Bart wachsen lassen, damit ihn Wanzka, so ein Schubbiack, ausreißt."

Und seine Frau prahlt vor den Nachbarn, den Iwan hätten sie vor Gericht gebracht und er müßte nach Sibirien.

Vom ersten Tage ab redete der Alte vom Ofen her zum Guten, aber die Jungen hörten nicht auf ihn. Er sagte ihnen:

„Nichtiges thut ihr, Kinder, aus Nichtigem fangt ihr Gott weiß was für eine Geschichte an. Bedenkt doch, der Streit entspann sich wegen eines Eies. Haben da die Kinder ein Ei aufgehoben, nun — Gott mit ihnen. Was liegt an einem Ei! Beim lieben Gott langt es für alle. Ist

ein böses Wort gefallen, so mache es wieder gut u
Belehrung, wie man besser spricht. Habt ihr euch g
— die Menschen sind voll Sünde — auch das kom
Nun geht, vertragt euch — und dann vergeßt die
Sinnt ihr aber Schlimmes — euch selbst wird's
bekommen."

Die Jungen schlugen die Worte des Greises in der
sie dachten: er redet nur so, um nach Art alter L
brummen.

„Den Bart habe ich ihm nicht ausgerissen," beh
Iwan, „er selbst rupfte ihn sich aus, und sein Soh
mir das ganze Hemd — da ist das Hemd."

Wegen des Hemdes gab er eine Klage ein. Sie
beim Friedensrichter und beim Gemeindegericht. W
sie prozessierten, war bei Gawril ein Deichselnagel v
Telega verloren gegangen. Die Weiber von Gawr
leumdeten Iwans Sohn, den Nagel gestohlen zu
Wir haben gesehen, sagten sie, wie er Nachts zur
schlich, und die Gevatterin hat gesagt, er sei bei der S
angefahren und habe dem Wirt den Deichselnage
Kauf angeboten.

Wieder beginnt das Klagen. Und auf den Höfen
für Tag, wird geschimpft und manchmal kommt e
Prügelei. Auch die Kinder schimpfen, sie lernen es vo
Erwachsenen; kommen die Weiber am Fluß zusamme
schlagen sie nicht so viel mit dem Waschbläuel, als s
den Zungen schnattern — und alles zum Bösen.

Anfangs verleumdeten sich die Männer; später
sobald nur etwas nicht eingeschlossen war, bestahlen s
in der That; und so hatten sie es auch den Frauen
Kindern beigebracht. Ihr Leben wurde immer schl
immer schlechter. Iwan Schtscherbakow wie Gawril
Hinkende, klagten nacheinander in den Versammlungen,
Gemeindegericht, beim Friedensrichter, so daß sie berei
allen Gerichten langweilig geworden waren. Bald l

Grawril den Iwan zu Strafzahlungen oder ins Loch, oder Iwan den Gawril. Und je mehr sie einander Schaden anthun, je mehr wächst ihre Wut. Hunde kommen aneinander: je länger die Balgerei dauert, je mehr rasen sie. Man schlägt einen Hund von hinten und er denkt, der andere beiße ihn, und wird nur noch mehr gereizt. So auch diese Bauern: sie schleppen ihre Klagen von Gericht zu Gericht, bald den einen, bald den anderen belegt man mit Geldstrafe oder locht ihn ein — und für alles das lodert nur heftiger der Haß. Warte du nur, ich werd's dir heimzahlen! Und so ging es bei ihnen sechs Jahre lang. Vom Ofen her redet der Alte immer wieder seinem Sohn ins Gewissen.

„Was macht ihr, Kinder? Werft eure Rechnungen fort, macht es klar zwischen euch, treibt die Erbitterung nicht weiter — es wird besser sein. Je mehr ihr euch erbost, je schlimmer kommt es."

Man hört nicht auf den Alten.

Im siebenten Jahre war die Zwietracht so weit gediehen, daß auf einer Hochzeit Iwans Schwiegertochter den Gawril vor den Leuten verunglimpfte — sie kramte aus, daß er beim Pferdebiebstahl ertappt worden. Gawril, der betrunken war, vermochte nicht an sich zu halten, er versetzte dem Weibe einen Schlag — schlug sie so, daß sie eine ganze Woche liegen mußte; und das Weib war schwanger. Iwans Freude kannte keine Grenzen. Er gab eine Bittschrift an das Gericht ein. Jetzt, denkt er, werde ich den Nachbar los, er entgeht Sibirien nicht. Aber es kam anders, das Gericht nahm die Bittschrift nicht an. Man untersuchte das Weib: es stand auf und keine Folgen waren zu spüren. Iwan fuhr zum Friedensrichter; derselbe schickte die Sache dem Gemeindegericht. Iwan setzte alle Hebel in Bewegung, er bewirtete den Schreiber und den Starosten mit einem halben Wedro süßen Schnaps und brachte es dahin, daß Gawrils Rücken büßen sollte.

Der Schreiber liest: Das Gericht der Gemeindeverwaltung hat verfügt, den Bauer Gawril Gardejew mit zwanzig Rutenhieben zu bestrafen.

Während der Verlesung schaut Iwan auf Gawril — was wird er jetzt thun?

Gawril war weiß wie ein Handtuch geworden, er kehrt sich um und geht in den Flur.

Iwan, der nach seinem Pferde sehen will, geht gleichfalls hinaus und hört, wie Gawril sagt:

„Gut, er wird meinen Rücken peitschen, bei mir wird's brennen; daß es nur bei ihm nicht weher brenne!"

Wie er diese Worte vernommen, kehrt Iwan zu den Richtern zurück.

„Gerechte Richter! Er droht, meinen Hof anzuzünden. Vor Zeugen hat er's gesagt."

Man ruft Gawril und fragt ihn.

„Ich habe nichts gesagt. Peitscht mich, wenn ihr die Macht habt. Ich also muß allein für meine Wahrheit dulden, und er darf alles."

Er will noch mehr sagen, aber seine Lippen und Wangen beben. Er wendet sich zur Wand. Sogar die Richter erschrecken, wie sie auf ihn sehen. Wenn er nur nichts Böses sich selbst oder dem Nachbar anthut!

Und einer der Richter, ein Greis, hebt an:

„Hört auf mich: kommt lieber im Guten miteinander aus. Hast du wohlgethan, Bruder Gawril, daß du das schwangere Weib schlugst? Es ist ja gut, daß sie Gott beschützt hat — aber was für eine Sünde hätte daraus entstehen können! Bekenne dich schuldig und bitte ihn um Verzeihung. Und er wird verzeihen. Wir werden diese Verfügung umschreiben."

Der Schreiber mischte sich ein: „Laut § 117 darf das nicht geschehen. Ein friedliches Übereinkommen hat nicht stattgefunden, aber eine Verfügung des Gerichtes, und die Verfügung muß in Kraft treten."

Der greise Richter achtete indes nicht auf den Widerspruch des Schreibers.

„Höre auf,“ sagte er, „es brennt dir wohl auf der Zunge. Der erste Paragraph, Brüderchen, ist der: man muß an Gott denken. Und Gott hat Versöhnung geboten.“

Und er sprach auf die Bauern ein, vermochte indes nicht, sie umzustimmen. Gawril wollte nicht auf ihn hören.

„In einem Jahre,“ sagte er, „werde ich fünfzig Jahre alt, ich habe einen verheirateten Sohn, ich bin nie geschlagen worden, und jetzt soll ich um dieses Schubbiacks Wanjka willen mit Ruten gezüchtigt werden, und soll ihn obendrein um Vergebung bitten! Nun aber genug ... Wanjka wird an mich denken ...“

Wieder zitterte seine Stimme; außer stande, weiter zu sprechen, ging er hinaus.

Zehn Werst waren es etwa von der Gemeindeverwaltung bis zum Hofe. Spät kam Iwan nach Hause. Die Weiber waren schon fort, um das Vieh heimzutreiben. Er spannte das Pferd ab, stellte den Wagen ein und trat in das Haus. In der Stube fand er niemand. Die Söhne waren vom Felde noch nicht zurückgekommen. Iwan setzte sich auf die Bank und grübelte. Er dachte an Gawril, als man ihm die Entscheidung vorlas, wie er weiß wurde und zur Wand sich wendete. Das Herz zog sich ihm zusammen. Wie wäre ihm selbst zu Mute gewesen, wenn man ihn zu Ruten verurteilt hätte wie Gawril! Gawril that ihm leid.

Der Alte auf dem Ofen bekommt einen Hustenanfall, er dreht sich um, er läßt die Beine hängen, kriecht herunter, schleppt sich bis zur Bank und setzt sich. Er ist ganz abgemattet von diesem Gang, hustet sich aus, stützt sich an den Tisch und fragt:

„Was ist's — hat man ihn verurteilt?“

„Zu zwanzig Rutenhieben hat man ihn verurteilt.“

Der Alte schüttelt den Kopf.

„Schlecht handelst du, Iwan — ach, wie schlecht! Nicht

ihm, dir selbst thust du Schlechtes. Schlägt man ihm den Rücken wund, wird dir davon leichter?"

„Künftig wird er derartiges unterwegs lassen."

„Was wird er unterwegs lassen? Was macht er denn schlechter als du?"

Iwan wurde ärgerlich.

„Er hätte meine Schwiegertochter tot schlagen können," rief er. „Und jetzt droht er, mir den Hof anzuzünden. Soll man sich dafür vor ihm verbeugen?"

Der Alte seufzte und sagte:

„Du kommst in der weiten Welt herum, Iwan, und ich liege schon das wievielste Jahr auf dem Ofen; so denkst du denn auch, daß du alles siehst und ich nichts sehe. Nein, Junge, du siehst nichts, dir hat Haß die Augen erblindet. Fremde Sünde ins Auge dir sticht; hinterm Rücken die eigne — die siehst du nicht. Handelte er allein schlecht, glaube mir, so wäre von keinem Übel zu reden. Denn Übles zwischen den Menschen kommt nicht von einem. Das Böse ist zwischen zweien. Seine Schwäche siehst du, nicht aber deine eigne. Wäre er allein böse und du wärest gut, so stände kein Übel da. Wer hat ihm den Bart ausgerissen? wer hat alles eingerührt? wer hat ihn in die Gerichte geschleppt? Und alle Schuld schiebst du ihm zu. Weil du selber schlecht handelst, darum ist's auch schlecht. Nicht so, Junge, lebte ich, und so habe ich's auch euch nicht gelehrt. Lebte ich so mit dem Alten, seinem Vater? Wie haben wir gelebt? Nachbarlich. War ihm das Mehl ausgegangen, so kam sein Weib. ‚Onkel Frol, wir brauchen Mehl.' ‚Geh' in den Speicher, junge Frau, und nimm, wieviel ihr nötig habt.' Hat er keinen mit seinen Pferden zu schicken —, ‚geh', Wanjadka, führe seine Pferde!' Und langt's bei mir nicht, gehe ich zu ihm. ‚Onkel Gardej, das und das brauche ich.' — ‚Nimm dir, Onkel Frol.' — So war es zwischen uns. Und auch ihr hättet ein leichtes Leben. Was aber ist jetzt? Neulich erzählte der Soldat

von Plewna. Ist das ein Leben? Und was für eine Sünde! Du bist ein Mann, du bist Herr im Hause. Von dir wird's verlangt. Was lehrst du die Weiber und die Kinder? Zank lehrst du sie. Neulich unterfing sich sogar Taraßka, dieser Knirps, auf Muhme Arina zu schimpfen. Und die Mutter lacht über ihn. Ist das nun gut? Von dir wird es verlangt. Denk' doch an die Seele. Muß man so handeln? Du mir ein Wort — ich dir zwei Worte, du mir eine Ohrfeige — ich dir zwei Ohrfeigen. Nein, Junge! Christus, als er auf Erden wandelte, hat uns Dummköpfen das nicht gelehrt. Sagt man dir was Böses, schluck's herunter; ihm wird das Gewissen schlagen. So hat Er uns, der Herr, gelehrt. Dir einen Backenstreich, und du halte die andere Backe hin: da, schlage zu, wenn ich's verdiene. Ich sage dir, sein Gewissen wird sich rühren, demütig wird er werden und auf dich hören. So hat er uns geboten, nicht hochmütig zu sein. Was schweigst du denn? Spreche ich recht?"

Iwan giebt keine Antwort.

Der Alte hustet, gewinnt mühsam wieder Kraft und spricht weiter.

„Du denkst, Christus habe uns Schlechtes gelehrt. Seine Lehre ist nur zum Guten für uns. Denke du wenigstens an das irdische Leben. Ist dir nun besser oder schlechter geworden, seitdem dieses Plewna entstand? Rechne mal nach, was du verthan hast für die Gerichte, was du verfahren, auf den Fahrten verlebt hast. Deine Söhne sind schon junge Adler, du müßtest nur leben und bergauf gehen. Aber dein Wohlstand geht abwärts — und weshalb? Weil du voll Hochmut bist. Du mußt mit den Kindern aufs Feld fahren und selbst auf alles sehen, dich aber jagt der Böse zum Richter oder zu irgend einem Rechtsverdreher. Pflügst du nicht zu rechter Zeit, säest du nicht zu rechter Zeit, so verweigert dir das Mütterchen Erde den Segen. Weshalb ist jetzt der Hafer nicht gediehen?

Wann hast du ihn gesäet? Als du aus der Stadt kamst. Und was hast du ausgerichtet? Hast dir was auf den Hals gezogen. Eh, Junge, denke du an deine eigne Sache, schalte und walte mit deinen Söhnen auf dem Felde und im Hofe; beleidigt dich der Nachbar, so vergieb ihm, wie's Gott befiehlt — und du wirst freiere Hand haben und dich leichter auf der Seele fühlen."

Iwan schweigt.

„Sieh' mal, Wanja, hör' du auf mich, den Alten. Spanne den Schecken an, fahre gleich in die Behörde, mache mit der ganzen Sache ein Ende und am Morgen geh' zu Gawril, versöhnt euch, wie's Gott befiehlt, und lade ihn zu dir ein, morgen ist gerade Feiertag (es war am Vorabend des Geburtsfestes der heiligen Jungfrau), stelle die Theemaschine auf, auch Branntwein setze vor — und befreie von Sünden deine Seele für jetzt und für die Zukunft. Und so schärfe es auch den Weibern und Kindern ein."

Iwan seufzt, er denkt: Wahr spricht der Alte. Und er empfindet keinen Groll mehr. Nur weiß er nicht, wie er es beginnen, sich jetzt versöhnen soll.

Als habe er die Gedanken des Sohnes erraten, fährt der Alte fort:

„Schiebe es nicht auf, Wanja, gehe gleich. Lösche das Feuer solange es glimmt; lodert's einmal auf, so fängst du's nicht mehr."

Der Alte wollte noch mehr sagen, hörte indes auf, da die Weiber ins Haus kamen und wie die Elstern durcheinander schrieen. Sie hatten bereits gehört, daß Gawril zu Rutenhieben verurteilt war und die Drohung laut werden ließ, dem Kläger Haus und Hof anzustecken. Zu dem Gehörten setzten sie eignes hinzu. Sie kamen von der Weide, wo es Zank mit Gawrils Weibern gegeben, und erzählten, dessen Schwiegermutter habe mit dem Untersuchungsrichter gedroht, der würde jetzt die ganze Sache umdrehen; und der Dorflehrer habe bereits die zweite Klageschrift gegen

Iwan an den Zaren selbst geschickt, und in dieser Bittschrift sei alles geschrieben, das vom Deichselnagel und das vom Gemüsegarten, und Iwans halber Besitz werde jetzt an Gawril übergehen. Iwan hörte ihre Reden, es ward ihm eisig um das Herz und er veränderte seinen Entschluß, mit Gawril sich zu versöhnen.

Mit den Weibern ließ er sich auf keine Unterhaltung ein. Er stand auf und ging seiner Arbeit nach in die Dreschtenne und in die Scheune. Die Sonne war untergegangen und die Söhne kamen vom Felde heim. Sie hatten den Boden, wo das Sommergetreide gestanden, für den Winter umgepflügt. Iwan begegnete ihnen, als er von der Scheune kam, fragte sie über ihre Arbeit aus, half ihnen beim Ausschirren und legte sich ein schadhaftes Kummet zum Ausbessern zurecht. Es war schon ganz finster geworden. Jetzt zu Abend essen und dann schlafen, dachte Iwan; er nahm das Kummet mit sich und ging ins Haus. An Gawril und die Worte, welche der Vater gesprochen, dachte er nicht mehr. Wie er in den Flur treten wollte, hörte er, wie der Nachbar mit heiserer Stimme zu jemand sagte: „Hole ihn der Teufel! Töten muß man ihn!" Einen Augenblick blieb er stehen, schüttelte den Kopf und trat in die Stube.

Man hatte Licht angezündet. Die junge Frau saß in der Ecke am Spinnrocken, die Alte bereitete das Abendbrot, der älteste Sohn flocht Bastschuhe, am Tisch hinter einem Buch saß der zweite, Taraßka machte sich zurecht, um mit den Pferden die Nacht auf dem Felde zuzubringen.

Wie wäre es im Hause so wohlig ohne diese Frostbeule, den bösen Nachbar.

Mürrisch war Iwan eingetreten, er stieß die Katze von der Bank und schimpfte auf die Frauen, die Kufe stehe nicht an ihrem Platz. Er wurde immer düsterer, runzelte die Stirn und flickte am Kummet, während ihm die Worte Gawrils, dessen Drohung vor Gericht

und jenes: „Töten muß man ihn!“ nicht aus dem Kopf kamen.

Die Alte setzte Taraßka das Abendbrot vor; er aß, zo Halbpelz und Kaftan an, umgürtete sich, steckte Brot zu si und ging hinaus zu den Pferden. Der älteste Brude wollte ihn geleiten, Iwan aber stand selbst auf und gin mit dem Sohne hinaus.

Auf dem Hofe war es völlig dunkel, Wind erhob sich Wolken jagten am Himmel.

Iwan half Taraßka aufs Pferd, trieb das Füllen an blieb stehen, sah dem Jungen nach und horchte, wie er durc das Dorf ritt und mit den Genossen zusammentraf — bis sie alle außer Gehörweite fortgeritten waren. Lang stand er am Hause und die Worte Gawrils: „Daß es nu bei ihm nicht weher brenne!“ wichen nicht aus seine Gedanken.

Er wird mit sich selbst nicht Mitleid haben . . . . e herrscht Trockenheit . . . . ein arger Wind geht. Irgend wie schleicht er sich von hinten an . . . . steckt das Gehö in Brand . . . macht sich aus dem Staube. Mein Ha und Gut sengt er nieder, der Bube . . . . und behält Rech Könnte ich ihn überraschen! Ich ließe ihn nicht aus de Händen.

Von diesen Gedanken beherrscht, ging Iwan, statt i das Haus zurückzukehren, auf die Straße. Ich will de Hof umgehen, denkt er. Wer weiß, was dieser Gawril in Sinne hat. Und mit leisen Schritten ging er längs de Pforte. Wie er um die Ecke biegt und den geflochtene Zaun entlang sieht, scheint es ihm, als ob an der andere Ecke etwas husche und sich gleich wieder verkrieche. E bleibt stehen und rührt sich nicht. Still ist es ringsum nur im Stroh raschelt es und durch die Zweige, kaum hörbar, geht ein Rauschen. In der Dunkelheit konnte e zuerst die Hand nicht vor den Augen sehen; nun aber habe seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt und deutlic

gewahrt er die Egge und den Hackenpflug unter dem Schirmdach. Scharf lugt er hin: niemand ist zu sehen.

Es schien mir wohl nur so, denkt er; aber besser ist's, wenn ich herumgehe. Und die Scheune entlang schleicht er weiter; so leise tritt er in den Bastschuhen auf, daß er seine eigenen Schritte nicht hört. Wie er an die Ecke kommt, blitzt nahe am Hackenpfluge etwas auf und in einem Husch zerstiebt es. Das Herz krampft sich ihm zusammen und er bleibt stehen. An derselben Stelle lodert es jetzt auf und deutlich sieht Iwan im grellen Scheine, den Rücken ihm zugekehrt, einen Menschen mit einer Mütze auf dem Kopf am Boden geduckt — der zündet ein Strohbündel an, welches er in der Hand hält. Vor Schreck benommen, starrt Iwan auf die Stelle, dann rafft er sich zusammen und geht mit großen Schritten gerade auf den Mann zu. Er entweicht mir nicht — gleich werde ich ihn fassen.

Er war noch nicht weit gekommen, als es plötzlich lodernd aufschlug — an einer anderen Stelle — das Stroh unter dem Vordach fängt Feuer, leckend droht es das Dach zu ergreifen — und da steht Gawril — deutlich sieht er ihn.

Wie ein Habicht auf eine Lerche stürzt sich Iwan auf den Hinkenden. Ich werde ihn binden — entschlüpfen kann er nicht. Aber Gawril hat wohl Schritte gehört, er sieht sich um und wie ein Hase, woher er auch die Schnelligkeit genommen haben mag, hinkt er längs der Scheune.

„Entgehst mir nicht!" ruft Iwan und eilt auf ihn zu.

Fast hat er ihn schon am Kragen, als Gawril, sich windend, weiter läuft, während er selbst am Rockschoß hängen bleibt und fällt. Schnell springt er auf, schreit um Hilfe und läuft wieder.

Währenddessen war Gawril auf seinem eignen Hof angelangt; aber Iwan jagte ihm nach, will eben ihn packen, als etwas wie ein Stein seinen Scheitel wuchtig trifft und ihn betäubt. Gawril hatte einen Eichenpfahl aufgehoben und mit aller Kraft Iwan auf den Kopf geschlagen.

Iwan dunkelte es vor den Augen und er wankte. Als er zu sich kam, war Gawril nicht mehr da. Helle wie am Tage hatte sich verbreitet und von der Seite seines Hofes her summte und knisterte es. Die hintere Scheune seines Gehöftes stand in vollen Flammen, auch die Nebenscheune war ergriffen; Feuer und Rauch, Funken vom brennenden Stroh, mit Rauch untermischt, jagten auf das Haus.

„Was ist das? Brüder!“ rief Iwan, hob die Hände auf und schlug sich auf die Lenden. „Ich hätte es ja nur aus dem Vordache herauszuziehen brauchen und auszustampfen“

Er wollte schreien, aber der Atem war ihm benommen, die Stimme versagte; er wollte laufen, aber die Füße bewegten sich kaum und hielten sich aneinander — er machte einen Schritt, zwei Schritte, versuchte Atem zu holen, ging weiter. Wie er auf seinem Hofe angekommen war, brannte bereits die ganze Nebenscheuer und die Pforte; aus dem Hause, so daß jeder Ausweg gehemmt war, schlugen Flammen. Viele Menschen hatten sich angesammelt, aber es gab nichts für sie zu thun. Die Nachbarn trugen ihre Habe aus den Gehöften und trieben ihr Vieh aus den Ställen. Von Iwans Hof sprang die Flamme auf Gawrils Hof über und ging, wie der Wind stärker wurde, über die Straße. Wie mit einem Besen hatte das Feuer das halbe Dorf fortgefegt.

Aus Iwans Hause hatte man den Alten herausgetragen, die Gerätschaften verbrannten, die Menschen retteten fast nur das nackte Leben. Außer den Pferden im nächtlichen Lager verbrannte alles Vieh, die Hühner verbrannten, es verbrannten Hackenpflüge, Eggen, die Telega, die Kasten der Weiber, in den Tennen das Korn — alles verbrannte.

Bei Gawril hatte man das Vieh und einiges Gerät gerettet.

Es brannte die ganze Nacht hindurch. Iwan stand neben seinem Hof, schaute auf die Flamme und wiederholte immer:

„Was ist das? Brüder! Ich hätte es ja nur herauszuziehen brauchen und auszustampfen.“

Als aber das Dach einstürzte, kletterte er in das Haus, ergriff einen angebrannten Balken und schleppte ihn aus dem Feuer. Die Weiber suchten ihn zurückzuhalten, er aber kletterte wieder in das Haus. Von Schwindel ergriffen, taumelte er und stürzte. Sein ältester Sohn kroch ihm nach und zog ihn heraus. Bart und Haupthaar waren wie die Kleider versengt, eine Hand verletzt. Er fühlte die Brandwunde nicht. Vor Kummer verlor er den Verstand, sagten die Leute. Allmählich erlosch das Feuer, Iwan aber stand noch immer auf der Brandstätte und sagte nur:

„Was ist das? Brüder! Ich hätte es ja nur herauszuziehen brauchen.“

Am Morgen kam der Sohn des Starosten zu ihm.

„Onkel Iwan, dein Vater liegt im Sterben, er läßt dich rufen, um Abschied von dir zu nehmen.“

Iwan hatte auch den Vater vergessen und begriff nicht, was man ihm sagte.

„Welcher Vater?“ fragte er. „Wer ruft?“

„Um Abschied zu nehmen, läßt er dich rufen. Er liegt im Sterben in unserem Hause. Komm, Onkel Iwan.“

Mit Mühe begriff Iwan und ging dem Sohne des Starosten nach.

Während man den Alten aus dem Hause trug, war derselbe durch brennendes Stroh arg verletzt worden. Man hatte ihn zum Starosten in ein anderes Dorf gebracht.

Als Iwan zum Vater kam, waren in der Stube nur die Frau des Starosten und auf dem Ofen die Kinder. Die andern hatten sich auf die Brandstätte begeben. Der Alte lag auf der Bank, mit einem Licht in der Hand und schaute auf die Thür. Als er den Sohn eintreten sah, regte er sich ein wenig. Iwan trat zu ihm.

„Nun, Wanjadka,“ begann er, „sagte ich's dir nicht? Wer ist der Brandstifter?“

„Er, Väterchen, er. Ich habe ihn auf der That ertappt. In meinem Beisein legte er Feuer unter dem Dach an. Ich hätte nur das brennende Strohbündel an mich reißen und austreten sollen — und nichts wäre geschehen."

„Mein Tod ist herangekommen, Iwan, und auch du wirst sterben. Sage mir: wessen Sünde ist es?"

Iwan starrte den Vater an und schwieg, er konnte kein Wort herausbringen.

„Sage vor Gott: wessen Sünde? Was habe ich dir gesagt?"

Iwan kam zu sich, er begriff alles. Er fiel vor dem Vater in die Kniee, weinte und sagte:

„Mein Väterchen, verzeihe mir um Christi willen, schuldig bin ich vor dir und vor Gott."

Der Alte nahm das Licht in die linke Hand, wollte sich mit der rechten bekreuzen, erreichte aber die Stirn nicht und hielt inne.

„Ehre sei dir, Gott! Ehre sei dir, Gott!" murmelte er und sah den Sohn an. „Wanjka, ach, Wanjka!"

„Was, Väterchen?"

„Was ist nun zu thun?"

Iwan weinte noch immer.

„Ich weiß nicht, Väterchen, wie wir jetzt leben werden."

„Der Alte schloß die Augen, mit den Lippen muschelte er, als ob er alle Kräfte zusammenraffte, schlug wieder die Augen auf und sagte:

„Ihr werdet schon durchkommen. Lebt ihr mit Gott — werdet ihr durchkommen." Er schwieg, lächelte und sagte weiter: „Keinem mußt du sagen, Wanjka, wer das Feuer angelegt hat. Bedecke die fremde Sünde, und Gott wird dir doppelt verzeihen."

Und der Alte faßte das Licht mit beiden Händen, seufzte auf, streckte sich und verschied.

* *
*

Iwan gab Gawril nicht an und keiner erfuhr, woher das Feuer entstand; sein Groll auf den Nachbar war verflogen.

Gawril konnte sich nicht genug verwundern, daß Iwan schwieg; anfangs hatte er Furcht, später aber gewöhnte er sich an ihn. Als der Zwist zwischen den Männern beigelegt war, vertrugen sich auch die Familienmitglieder. Während sie sich wieder anbauten, lebten beide Familien zusammen in einem Gehöft. Man baute die Häuser nicht mehr so nahe aneinander, aber doch blieben wie vordem Iwan und Gawril Nachbarn.

Und nachbarlich, wie einst die Alten gelebt, lebten sie zusammen. Iwan Schtscherbakow denkt an das Gebot des Alten: Feuer müsse man löschen solange es glimmt.

Thut ihm jemand Schlimmes an, so sinnt er nicht auf Rache, sondern ist bemüht, Frieden herzustellen; spricht zu ihm jemand ein arges Wort, so giebt er keine noch ärgere Antwort, sucht ihn vielmehr zu belehren, daß er nichts Böses spreche. So hielten es auch die Weiber und die Kinder. Und Iwan Schtscherbakow erholte sich vom Unglück und sein Wohlstand wuchs.

Der Gefangene im Kaukasus.

1.

Shilin war Offizier im Kaukasus.

Einst erhielt er einen Brief aus der Heimat. Die alte Mutter schreibt ihm: Ich bin alt geworden und möchte vor meinem Ende den geliebten Sohn wiedersehen. Komm, um von mir Abschied zu nehmen, und dann tritt mit Gott deinen Dienst wieder an. Ich habe dir eine Braut ausgesucht, sie ist klug und gut und hat Grundbesitz — vielleicht heiratest du und bleibst hier.

Shilin wurde nachdenklich. In der That, die Mutter ist schwach geworden, sann er; vielleicht bekomme ich sie nicht mehr zu sehen. Ich will reisen; und steht mir die Braut an, ich kann ja auch heiraten.

Er ging zu seinem Oberst, nahm Urlaub, verabschiedete sich von den Kameraden, stellte seinen Soldaten vier Wedro Branntwein zum Abschied und bereitete sich zur Fahrt.

Damals war Krieg im Kaukasus. Bei Tage wie bei Nacht wurden die Wege beunruhigt; kaum hatte einer von den Russen die Festung verlassen, so töteten ihn die Tataren oder schleppten ihn in die Berge. Deshalb wurde befohlen, daß zweimal in der Woche von Festung zu Festung ein Zug unter Bedeckung abginge: vorn und hinten Soldaten, in der Mitte die Reisenden.

Es war im Sommer. Frühmorgens hatte sich hinter der Festung ein Wagenzug versammelt, die Bedeckung trat heraus und man begab sich auf die Reise. Shilin ritt, sein Wagen mit dem Gepäck ging im Zuge.

Man hatte fünfundzwanzig Werst zurückzulegen. Langsam ging der Wagenzug. Bald blieben die Soldaten stehen, bald fiel ein Rad ab oder ein Pferd stand still, so daß alles wartete.

Die Sonne war schon über Mittag und der Zug hatte erst die Hälfte des Weges zurückgelegt. Staub und Hitze, und die Sonne brennt, nirgends ist Schutz zu finden. Nackte Steppe; kein Baum, kein Busch am Wege.

Shilin, der vorausgeritten war, hält an und wartet auf den Zug; hinter sich vernimmt er ein Hornsignal — also wieder bleibt der Zug stehen. Da denkt Shilin: soll ich nicht allein reiten ohne die Soldaten? Unter mir ist ein gutes Pferd, überfallen mich die Tataren — ich galoppiere davon.

Wie er den Plan überdenkt, sprengt zu ihm ein anderer Offizier, Kostylin, mit einer Flinte, und sagt:

„Wollen wir allein reiten, Shilin, kann's vor Hunger nicht aushalten, und es ist eine so furchtbare Hitze. Mein Hemd ist zum Auswringen."

Kostylin, ein dicker Mann, ist ganz rot im Gesicht, der Schweiß fließt nur so von ihm, Shilin überlegt und sagt:

„Ist die Flinte geladen?"

„Geladen."

„Reiten wir. Eine Bedingung jedoch: daß wir nicht auseinander kommen."

Und sie reiten voran auf dem Wege, reiten über die Steppe, unterhalten sich und spähen dabei nach beiden Seiten. Weit kann man in der Runde sehen.

Kaum ist die Steppe zu Ende, so führt der Weg zwischen zwei Bergen in einen Paß. Da hebt Shilin an:

„Man muß auf den Berg reiten und nachschauen, sonst greift man uns am Ende, wir wissen gar nicht wie, vom Berge an."

Kostylin aber entgegnet: „Was ist da nachzusehen? Wollen wir auf dem Wege reiten."

Shilin hörte nicht auf ihn.

„Nein,“ sagte er, „warte du hier unten, ich will oben einen Augenblick Umschau halten.“

Und er ließ das Pferd nach links auf den Berg traben. Es war ein Jagdpferd, für hundert Rubel hatte er es als Füllen in der Herde gekauft und selbst zugeritten — schnell, als hätte es Flügel, trug es ihn die Steile hinauf. Kaum war er oben, siehe, in geringer Entfernung von ihm halten berittene Tataren . . . an dreißig Mann. Er sah's und wendete; auch die Tataren sahen ihn, jagten ihm nach, nahmen während des Reitens die Flinten aus dem Futteral. Mit verhängtem Zügel ließ Shilin sein Pferd bergab laufen und rief Kostylin an: „Die Flinte genommen!“ Und zu dem Pferde: „Mein Herzchen, trage mich heraus, stolpere nicht — stolperst du, so bin ich verloren.“

Kostylin indes, statt zu warten, jagte, sobald er die Tataren erblickte, der Festung zu, so schnell er vermochte. Bald von einer, bald von der anderen Seite trieb er sein Pferd an. Am Staube ist es zu merken, wie das Pferd mit dem Schwanz schlägt.

Shilin begreift, daß seine Sache schlecht steht — die Flinte ist fort, mit dem Säbel allein läßt sich nichts machen. Er jagt zurück — noch denkt er zu entkommen. Aber sechs Mann sprengen von der Seite, schneiden ihm den Weg ab. Sein Pferd ist zwar gut, jene indes haben noch bessere Pferde. Er greift in die Zügel, will wieder umkehren, aber das Pferd, einmal im Jagen, schnellt weiter — gerade auf die Feinde los. Ein Tatar mit einem roten Bart auf einem grauen Pferde nähert sich. Er grinst und hält die Flinte in Bereitschaft.

Ich kenne euch Teufel, denkt Shilin. Fangen sie einen lebendig, so stecken sie ihn in eine Grube und peitschen ihn. Lebendig sollen sie mich nicht haben . . .

Obgleich nicht groß von Wuchs, war Shilin ein mutiger Mann. Er greift nach seinem Säbel, läßt das Pferd gerade

auf den roten Mann los und denkt dabei: entweder tritt ihn mein Pferd nieder oder ich mache ihn mit dem Säbel unschädlich.

Noch war Shilin nicht auf die Entfernung eines Pferdes herangeritten, als Schüsse, von hinten abgegeben, sein Pferd trafen — mit aller Gewalt schlug es auf die Erde und fiel auf den Fuß seines Reiters.

Er will sich erheben, aber schon sitzen auf ihm zwei dieser übelriechenden Tataren und binden ihm die Hände auf den Rücken. Zwar reißt er sich los und drängt die Feinde von sich ab, aber noch drei springen von den Pferden und schlagen mit Kolben auf seinen Kopf. Da ward es ihm wirr vor den Augen und er wankte. Die Tataren ergriffen ihn, banden ihm mit ihren überzähligen Sattelgürteln die Hände am Rücken zusammen und machten einen tatarischen Knoten. Man schlug ihm die Mütze ab, zog seine Stiefel aus, alles durchwühlten sie, das Geld, die Uhr nahmen sie und zerrissen die Uniform. Shilin wendete sich nach seinem Pferde um. Sein Herzenspferd, wie es auf die Seite gefallen war, so lag es noch und schlug mit den Füßen; ein Loch klafft ihm im Kopf und pfeifend quillt das schwarze Blut, benetzt eine Arschin in der Runde den Staub.

Ein Tatar nähert sich dem Pferde und nimmt vorsichtig den Sattel ab. Da es noch immer schlägt, durchschneidet er ihm mit seinem Dolch die Kehle. Ein Zischen aus dem Halse — ein Zucken des Körpers . . .

Sattel und Geschirr nehmen die Tataren ab. Der Rotbärtige sitzt wieder auf. Und nun heben sie Shilin zu ihm auf den Sattel; damit er nicht falle, binden sie ihn mit einem Gürtel an den Rücken des Vordermannes — und fort in die Berge.

Hinter dem Tataren sitzt Shilin, schaukelt und taumelt. Vor sich den breiten Tatarenrücken, den sehnigen Hals, und glänzend rundet sich der glattrasierte Hinterkopf. Shilins Kopf ist arg zerschlagen, Blut liegt angebacken über den

Augen. Und er vermag sich auf dem Pferde nicht zurechtzurücken und das Blut abzuwischen. So fest sind die Arme zusammengeschnürt, daß es ihn im Schlüsselbein schmerzt.

Lange ritten sie von Berg zu Berg, setzten durch eine Fuhrt über einen Fluß, gelangten auf einen Weg und ritten im Thal weiter.

Wie gern hätte Shilin sich den Weg gemerkt — aber seine Augen waren mit Blut verklebt und er vermochte nicht, sich umzuwenden.

Es begann zu dämmern; sie setzten noch über einen Fluß; als sie auf einen breiten Felsen kamen, wirbelte Rauch auf, Hunde schlugen an — sie waren im Aul.*) Die Tataren saßen ab, Tatarenjungen liefen herzu, drängten sich um den Gefangenen, gröhlten, juchzten und bewarfen ihn mit Steinen.

Die tolle Jugend wird von dem Roten fortgejagt, der Shilin vom Pferde hebt und in befehlendem Ton einen Ruf erschallen läßt. Ein Nogaier kommt, stark heben sich in seinem Gesicht die Backenknochen, er trägt nur ein Hemd. Das Hemd ist abgerissen, die Brust nackt. Der Rote ruft ihm etwas zu. Sogleich schafft der Arbeiter einen Fußblock herbei: zwei Eichenklötze mit Eisenringen, an einem der Ringe eine Krampe und ein Schloß.

Shilin werden die Hände losgebunden, man setzt ihn in den Block und führt ihn in einen Verschlag; er wird hineingestoßen und dann schließt sich die Thür. Er taumelt auf den Mist. Als er ein wenig gelegen, tappte er in der Dunkelheit, um die weichste Stelle zu finden, und legte sich nieder.

2.

Shilin fand wenig Schlaf. Die Nächte waren kurz. Durch eine Ritze im Holz sieht er, wie es zu tagen beginnt.

*) A-ul, zweisilbig: ein Tatarendorf

Mühsam richtet er sich auf, schleppt sich zur Wand und erweitert die Ritze.

In das Thal führt, wie er durch die Ritze bemerkt, ein Weg, rechter Hand steht eine Hütte, zwei Bäume neben ihr. Auf der Schwelle liegt ein schwarzer Hund, eine Ziege weidet mit den Zicklein — sie wedeln mit den Schwänzchen. Er sieht — den Berg herauf kommt eine junge Tatarin in farbigem Hemd ohne Gürtel, in Hosen und Stiefeln, den Kopf mit dem Kaftan bedeckt, und auf dem Kopf ein großer blechener Wasserkrug. Sie hat schwer zu schleppen, geht gebückt, an der Hand führt sie einen kleinen rasierten Tataren, der nur mit einem Hemde bekleidet ist. Die Tatarin geht mit dem Krug in die Hütte, aus der jetzt der Rotbärtige tritt — im seidenen Halbrock, einen silbernen Dolch im Gürtel, mit Schuhen auf dem kahlen Fuß, auf dem Kopf ist eine hohe schwarze Lammfellmütze nach hinten gesetzt. Er reckt sich, glättet seinen Bart, bleibt ein wenig stehen, ruft etwas dem Arbeiter zu und geht weiter.

Zwei junge Burschen treiben Pferde zur Tränke. Andere von diesen Rangen mit rasiertem Kopf, im Hemd, ohne Hose, versammeln sich, nähern sich dem Verschlage und stecken trockenes Reisig durch die Ritze. Wie Shilin sie anschreit, nehmen sie Reißaus — ihre nackten Kniee glänzen.

Shilin möchte trinken, sein Hals ist trocken. Er wünscht, man möchte ihn jetzt aufsuchen. Horch — man öffnet die Thür. Der rote Tatar tritt ein, mit ihm ein anderer Tatar, kleiner, mit schwarzem Haar. Die schwarzen Augen glänzen, er ist rotbäckig, den spärlichen Bart trägt er beschnitten; sein Gesicht sieht lustig aus, immer lacht er. Er ist noch besser gekleidet als der Rote: Tressen schmücken den dunkelblauseidenen Halbrock, ein großer Dolch mit reichem Silbergriff steckt im Gürtel; auch die roten Saffianpantoffeln sind mit Silber benäht; die dünnen Pantoffeln stecken in dicken Schuhen. Auf dem Kopf sitzt eine hohe weiße Lammfellmütze.

Der rote Tatar murmelt etwas, als ob er schimpfe, bleibt an der Schwelle stehen, lehnt sich an die Thür, spielt mit seinem Dolch und dabei schielt er wie ein Wolf auf Shilin.

Der Schwarze aber, rasch, lebhaft, als befände er sich auf Sprungfedern, geht gerade auf Shilin zu, hockt nieder zu ihm, fletscht die Zähne, klopft ihm auf die Schulter, zwinkert mit den Augen, schnalzt mit der Zunge und schwatzt für Shilin unverständliche Worte.

„Zu trinken! gebt Wasser!“ ächzt Shilin.

Der Schwarze lacht und schwatzt weiter.

Mit Lippen und Händen macht Shilin deutlich, daß er trinken wolle.

Jetzt begreift der Schwarze, wieder lacht er, wirft einen Blick durch die Thür und ruft:

„Dina!“

Ein schlankes zierliches, etwa dreizehnjähriges Mädchen kommt angelaufen; die Ähnlichkeit mit dem Schwarzen ist unverkennbar; sichtlich ist es seine Tochter; das sind dieselben schwarzglänzenden Augen in dem schönen Gesicht. Sie ist in ein langes dunkelblaues Hemd mit breiten Ärmeln ohne Gürtel gekleidet, rotbesäumt sind Brust und Ärmel. Sie trägt Hosen und Pantoffeln, die Pantoffeln stecken in Schuhen mit hohen Hacken. Den Halsschmuck bildet eine Kette aus russischen Halbrubeln. Sie trägt den Kopf unbedeckt — über der schwarzen Flechte ruht ein Band mit Metallplatten und einem silbernen Rubel.

Der Vater ruft ihr einige Worte zu. Sie läuft fort, kommt wieder mit einem Blechkrug, reicht dem Gefangenen Wasser, hockt nieder und biegt sich so, daß ihre Kniee die Schultern überragen. Mit weitoffenen Augen sieht sie auf Shilin, wie er trinkt, als sei er irgend ein Tier.

Wie ihr Shilin den Krug zurückreichen will, springt sie fort wie eine wilde Ziege. Ihr Vater lacht laut auf und ruft ihr nach. Sie kehrt um, nimmt den Krug, läuft

hinaus, kommt schnell zurück mit ungesäuertem Brot auf einem Brettchen, hockt nieder und läßt die Augen nicht von Shilin.

Die Tataren gehen und verschließen die Thür.

Kurze Zeit darauf kommt der Nogaier und macht ihm Zeichen.

Auch er versteht nicht Russisch. Indes begreift Shilin, er solle dem Boten folgen.

Er schleppt sich mit dem Block — hinkt, kann nicht auftreten, die Füße biegen sich seitwärts. In diesem Zustande folgt er dem Nogaier. Er sieht einen Aul, an zehn Hütten, die Moschee mit einem Minaret. Vor einer Hütte stehen drei gesattelte Pferde, Knaben halten sie am Zügel. Der schwarze Tatar tritt heraus und winkt Shilin zu sich heran. Dabei lacht er, spricht in seiner Art und geht wieder in die Hütte. Shilin folgt ihm. Er tritt in eine gute Stube, die Wände sind mit Lehm geglättet, an der Vorderwand stehen bunte Pfühle, teure Teppiche hängen ringsum, vor den Teppichen glitzern reich mit Silber verzierte Flinten, Pistolen, Säbel. Ein niedriger Ofen lehnt an einer Wand. Blank ist der festgestampfte Lehmboden. In der ganzen vorderen Ecke liegt Filz gebreitet, auf dem Filz liegen Teppiche, auf diesen weiche Kissen. Und auf den Teppichen, alle in Pantoffeln, sitzen Tataren: der Schwarze, der Rote und drei andere. Ihre Rücken lehnen an die Daunenkissen, vor ihnen stehen auf einem runden Brett Hirsepfannenkuchen und in einem Napf zerlassene Butter, ferner in einem Kruge tatarisches Bier, Busa genannt. Sie essen mit den Fingern, die Hände sind fettig von Butter.

Der Schwarze sprang auf und gebot, Shilin seitwärts zu setzen, nicht auf den Teppich, sondern auf die nackte Erde. Dann kauert er wieder auf dem Teppich und traktiert seine Gäste mit Pfannenkuchen und Busa. Der Nogaier setzt Shilin auf den angewiesenen Platz, nimmt seine Oberschuhe ab, die er an die Thür stellt, wo auch die

anderen Schuhe stehen, und setzt sich auf den Filz näher zu den Herren: gierig sieht er zu, wie sie essen, und wischt sich den Speichel ab.

Als die Tataren mit den Pfannenkuchen fertig waren, kam die Tatarin, in Hemd und Hosen wie das Mädchen, über den Kopf ein Tuch geschlungen. Sie trug ab und reichte eine schöne Kufe mit enger Schneppe. Die Tataren wuschen sich die Hände, legten dieselben zusammen, stellten sich auf die Kniee, bliesen nach allen Seiten und sagten Gebete. Nachdem sie sich noch eine Weile auf ihre Art unterhalten hatten, wendete sich einer der Gäste in russischer Sprache an Shilin.

„Dich," sagt er, „hat Kasi-Muhamed gefangen." Er wies auf den roten Tataren. „Er überläßt dich an Abdul-Murad." Dabei deutete er auf den Schwarzen. „Abdul-Murad ist jetzt dein Herr."

Shilin giebt keine Antwort. Abdul-Murad begann jetzt zu reden, wobei er wiederholt auf Shilin zeigte. Der Dolmetsch sagt:

„Er gebietet dir, einen Brief nach Haus zu schreiben, daß man für dich Lösegeld schicke. Wenn er das Lösegeld erhalten hat, giebt er dich frei."

Shilin dachte nach und sagt:

„Wieviel Lösegeld will er haben?"

Die Tataren besprachen sich untereinander. Der Dolmetsch sagt:

„Dreitausend Rubel."

„Nein," widerspricht Shilin, „dreitausend kann ich nicht bezahlen."

Abdul sprang auf, fuchtelte mit den Armen und rief Shilin in der Meinung, daß derselbe ihn verstehen würde, einige Worte zu. Der Dolmetsch übersetzt:

„Wieviel bietest du?"

Shilin dachte eine Weile nach und sagt:

„Fünfhundert Rubel."

Die Tataren schrieen durcheinander. Abdul schrie den Roten an, er schwatzte so viel und so aufgeregt, daß ihm Speichel aus dem Munde spritzte.

Der Rote indes blinzelt nur und schnalzt mit der Zunge.

Wieder hebt der Dolmetsch an:

„Deinem Herrn sind fünfhundert Rubel zu wenig. Er selbst hat für dich zweihundert Rubel gezahlt; Kasi-Muhamed war sie ihm schuldig. Er nahm dich für die Schuld. Dreitausend Rubel — für weniger kann er dich nicht freigeben. Willst du nicht schreiben, so wirft man dich in eine Grube und straft dich mit der Peitsche ab."

Eh, denkt Shilin, zeigt man Furcht, so kommt man schwer wieder auf die Beine; er antwortet dem Dolmetsch:

„Und du sage ihm, dem Hund, wenn er mir bange machen will, so bekommt er nicht eine Kopeke — dann will ich gar nicht schreiben. Ich habe keine Furcht vor euch und werde euch nie fürchten, Hunde!"

Der Dolmetsch übersetzte und wieder sprachen die Tataren zusammen.

Lange schwatzten sie, dann sprang der Schwarze auf, näherte sich Shilin, lachte dabei und rief ihm einige Worte zu.

Der Dolmetsch übersetzte: „Gieb tausend Rubel."

Shilin blieb bei seinem Angebot:

„Mehr als fünfhundert Rubel gebe ich nicht. Tötet ihr mich, so bekommt ihr gar nichts."

Wieder unterredeten sich die Tataren, schickten den Nogaier fort und blickten bald auf Shilin, bald auf die Thür. Jetzt kommt der Nogaier zurück, und hinter ihm schleppt sich ein feister Mensch; seine Kleidung ist abgerissen, die nackten Füße stecken in einem Block.

Ein Ruf der Verwunderung entrang sich Shilin, als er Kostylin erkannte. Auch ihn hat man ergriffen! Man setzte sie beide nebeneinander. Während die Tataren sie angaffen, erzählen sie sich ihre Erlebnisse. Kostylin berichtet,

daß sein Pferd nicht weiterzubringen war, es blieb stehen und obenein versagte die Flinte; Abdul hatte ihn eingeholt und gefangen genommen.

Abdul sprang auf, zeigte auf Kostylin und sagte einig Worte.

Der Dolmetsch übersetzte, daß sie beide Eigentum eine Herrn seien; wessen Lösungssumme zuerst antrifft, den wir man zuerst freigeben.

„Siehst du," sprach er auf Shilin ein, „du bist wil und dein Kamerad verhält sich ruhig. Er schrieb eine Brief nach Hause, man wird fünftausend Rubel schicken Er soll gut gefüttert werden und man wird ihm nichts z Leide thun."

„Mag mein Kamerad thun, was ihm beliebt; er verma es, er ist reich, ich aber bin nicht reich. Wie ich gesag habe, so bleibt es. Tötet mich, wenn ihr wollt. Nutze werdet ihr nicht davon haben. Aber mehr als fünfhunder Rubel schreibe ich nicht."

Nach längerem Schweigen sprang Abdul wieder au brachte einen kleinen Koffer herbei, entnahm demselben ein Feder und einen Fetzen Papier, schob dieselben Shilin zu klopfte ihm auf die Schulter und machte durch Zeichen be merklich, daß er schreiben solle. Mithin war er auf fünf hundert Rubel eingegangen.

„Geduldet euch noch," rief Shilin dem Dolmetsch zu „Sage du ihm, daß er uns ordentlich nähre und kleid wie es sich gehört, daß er uns nicht trenne — zusamme wird es uns heiterer zu Mut sein — und daß er uns nic im Block halte."

Dabei, wie er Abdul ansieht, muß er lachen. Au Abdul lacht und erwidert:

„Die beste Kleidung gebe ich euch: einen Tscherkessenro und Stiefel, könnt damit zur Hochzeit gehen. Speise sol ihr haben wie Fürsten. Wollt ihr zusammenbleiben, s mögt ihr im Verschlag leben. Vom Block aber kann i

euch nicht befreien — ihr würdet euch fortmachen; indessen lasse ich ihn euch zur Nacht abnehmen."

Er tritt noch näher zu Shilin, klopft ihm auf die Schulter und radebrecht:

„Du gut — schreibst — ich gut."

Shilin schrieb einen Brief; damit derselbe nicht ankommen konnte, machte er eine falsche Adresse. Und dabei denkt er: ich werde fliehen.

Man führte Shilin und Kostylin in den Verschlag, brachte ihnen Maisstroh und einen Krug Wasser, Brot, zwei alte Tscherkessenanzüge und vertragene Soldatenstiefel, die zweifellos getöteten Soldaten abgezogen waren. Zur Nacht entledigte man sie der Blöcke und schloß sie im Verschlage ein.

3.

So verbrachte Shilin mit dem Kameraden einen ganzen Monat. Abdul scherzte immer:

„Du, Iwan, gut; ich, Abdul, gut."

Aber er nährte sie schlecht. Sie erhielten nur ungesäuertes Brot aus Hirsemehl oder ungebackenen Teig.

Kostylin hatte noch einmal nach Hause geschrieben; da die Geldsendung nicht eingetroffen war, fühlte er sich sehr niedergeschlagen. Tage lang sitzt er im Verschlage und berechnet, wann der Brief eintreffen könnte, oder er schläft. Shilin jedoch wußte, daß der Brief, welchen er geschrieben, nicht ankommen könnte, und er schrieb auch keinen anderen.

Wo, denkt er, soll die Mutter so viel Geld hernehmen, um mich auszulösen? Sie hat ja zumeist von dem gelebt, was ich ihr schickte. Sollte sie fünfhundert Rubel sammeln, sie würde sich ruinieren. Gott wird mir beistehen, daß ich selbst mich herausbringe.

Und er geht im Dorfe umher, pfeift oder treibt irgend eine Hantierung: formt Puppen aus Thon oder macht Geflecht aus Reisig — in dergleichen war er Meister.

Einst formte er eine Puppe mit Nase, Händen und Füßen im tatarischen Hemd und stellte sie auf das Dach.

Abduls Tochter, Dina, sah die Puppe und rief die Tatarinnen zusammen. Sie setzen ihre Wasserkrüge ab, gucken auf das Dach und lachen. Shilin nimmt die Puppe herunter und hält sie ihnen hin. Sie lachen, wagen aber nicht, sie zu nehmen.

Als die Tatarinnen fortgegangen waren, geht Shilin in seinen Verschlag; die Puppe aber läßt er liegen.

Bald kam Dina angelaufen, blickte sich um, ergriff die Puppe und lief fort.

Am anderen Morgen, bei Sonnenaufgang, trat Dina aus der Hütte. Sie trug die Puppe in der Hand, die sie inzwischen mit roten Läppchen verziert hatte, wiegte sie wie ein Kind und trällerte dazu ein Wiegenlied. Bald aber kam ein altes Weib, schimpfte, riß ihr die Puppe fort, zerbrach sie und schickte Dina fort.

Shilin formte eine andere Puppe, die hübscher war als die zerbrochene, und gab sie Dina.

Einst brachte Dina den Krug und stellte ihn hin; sie setzt sich, sieht ihn an und lacht, indem sie auf den Krug zeigt.

Worüber mag sie lachen? denkt Shilin. Er ergriff den Krug, in dem er Wasser vermutete, und brachte ihn an die Lippen. Er war voll Milch. Als er getrunken, rief er: „Gut!"

Wie Dina das erfreute!

„Gut, Iwan, gut!" jubelte sie, sprang auf, klatschte in die Hände, riß ihm den Krug aus den Händen und stürmte fort.

Heimlich brachte sie ihm jetzt jeden Tag Milch. Bereiteten die Tataren aus Ziegenmilch Käsefladen, die sie auf den Dächern trockneten, so brachte sie ihm heimlich auch von diesen Fladen. Ihr Vater schlachtete einen Hammel, auch davon brachte sie ihm ein Stück im Ärmel. Sie warf es vor ihn hin und lief fort.

Einst war starkes Gewitter, wie aus Eimern goß der Regen eine volle Stunde lang. Die Gebirgswässer trübten sich; wo sonst eine Fuhrt den Durchgang gestattete, war jetzt an drei Arschin Tiefe, so daß Steine fortgeschwemmt wurden.

Überall fließen Bäche, dumpfe Töne hallen in den Bergen. Als das Gewitter sich verzogen hatte, ist noch das ganze Dorf von Wasserpfützen durchzogen. Shilin erbat sich von Abdul ein Messer, schnitt aus Holz eine Walze und ein Rad, und an beide Enden befestigte er Puppen.

Die Mädchen brachten ihm Läppchen — er kleidete die Puppen an, als Bauer die eine und als Bäuerin die andere. Als das Spielzeug fertig war, setzte er es auf den Bach. Das Rad dreht sich und die Puppen tanzen.

Das ganze Dorf versammelte sich: Jungen, Mädchen, Weiber, auch die Männer kamen herbei und schnalzten vor Vergnügen mit der Zunge.

Abdul besaß eine zerbrochene Uhr. Er rief Shilin und zeigte ihm dieselbe.

Shilin nahm sie auseinander und machte sie zurecht: die Uhr ging.

Abdul freute sich. Er schenkte Shilin einen zerlumpten Halbrock; taugte er auch sonst zu nichts, so konnte man doch in der Nacht sich mit ihm zudecken.

Seit dieser Zeit kam Shilin in den Ruf, er sei ein Meister. Aus fernen Dörfern kam man zu ihm: dem soll er ein Flintenschloß, eine Pistole dem anderen zurechtmachen, wieder ein anderer bringt eine Uhr. Abdul gab ihm Werkzeug: Zange, Bohrer und Feile.

Nach und nach lernte Shilin ein wenig tatarisch verstehen und sich auszudrücken. Einige Tataren, die an ihn sich gewöhnt hatten, riefen ihm freundlich zu, wenn sie seine Hilfe brauchten, und nannten ihn Iwan; andere sahen ihn noch immer scheel an.

Der rote Tatar mochte Shilin nicht leiden. Wenn er

ihn sah, runzelte er die Stirn und wendete sich ab, schimpfte ihn sogar. Unter den Tataren befand sich auch ein ganz alter Mann. Er lebte nicht im Dorf, kam aber öfters herauf. Shilin sah ihn nur, wenn derselbe, um zu beten, die Moschee besuchte. Er war klein, hatte um seine Kappe ein weißes Handtuch geknüpft; Bärtchen und Schnurrbart, die weiß wie Daunen waren, trug er beschnitten, das Gesicht sah rot aus wie Kieselstein; mit seiner Habichtsnase, den stechenden grauen Augen, dem zahnlosen Mund, aus dem zwei Hauer ragten, sah er heimtückisch böse aus; auf seine Krücke gestützt, blickt er um sich wie ein Wolf. Sieht er Shilin, so prustet er und wendet sich ab.

Einst stieg Shilin den Berg hinab, um nachzusehen, wo der Alte lebt. Er gelangt auf einen Steig und sieht einen Garten mit einer steinernen Mauer; im Garten stehen Kirschbäume und ein Häuschen mit einem flachen Dach. Wie er näher tritt, sieht er aus Stroh geflochtene Bienenstöcke — summend fliegen die Bienen. Der Alte steht auf den Knieen und ist um einen Bienenstock beschäftigt. Um genauer zu sehen, hebt Shilin ein wenig den Kopf, wobei er mit seinem Fußklotz Geräusch macht. Der Alte wendet sich, greift hastig aus dem Gürtel die Pistole und knallt auf Shilin los, der kaum Zeit findet, hinter der Mauer sich zu ducken.

Der Alte führte Klage bei Abdul. Abdul ruft Shilin, lacht und fragt:

„Weshalb gingst du zum Alten?"

„Ich hatte nichts Böses im Sinn; wollte nur sehen, wie er lebt."

Über diese Antwort ärgert sich der Alte, er zischt, brummt, steckt seine Hauer heraus und droht Shilin mit den Händen.

Zwar begriff Shilin nicht alles, aber es ward ihm klar, daß der Alte geboten habe, die Russen zu töten.

Shilin forschte bei Abdul:

„Was ist das für ein alter Mann?"

Darauf antwortete Abdul:

„Ein gewichtiger Mann! was für ein Mann! Viele Russen hat er getötet. Und reich war er. Er besaß drei Frauen und acht Söhne. Alle wohnten zusammen. Da kamen Russen, zerstörten den Aul und töteten ihm sieben Söhne. Ein Sohn ergab sich den Russen. Der Alte ging zu den Russen und übergab sich selbst. Drei Monate lebte er bei ihnen, fand seinen Sohn, tötete ihn und flüchtete. Seit dieser Zeit zog er nicht mehr in den Krieg, er pilgerte nach Mekka und betete. Darum hat er einen Turban. Wer in Mekka war, heißt Hadschi und trägt einen Turban. Er liebt nicht deine Brüder; dich zu töten, hat er befohlen; ich aber kann dich nicht töten — ich habe für dich Geld bezahlt; auch habe ich dich lieb gewonnen, Iwan; ich würde dich gar nicht von hier lassen, wenn ich nicht mein Wort gegeben hätte." Er lacht und radebrecht russisch: „Du, Iwan, gut; Abdul gut."

4.

Wieder war ein Monat vergangen. Am Tage geht Shilin im Dorfe umher oder seine geschickten Hände verrichten allerlei Hantierungen. Wie aber die Nacht kommt und es im Aul ruhig wird, gräbt er bei sich im Verschlage. Durch die Steine zu dringen, hielt schwer; emsig arbeitete er mit der Feile und grub unterhalb der Wand ein Loch, grade groß genug zum Durchkriechen. Daß ich nur ordentlich Umschau halte, denkt er, um die Richtung nicht zu verfehlen.

Da benutzt er eine Zeit, als Abdul fortgefahren war; nach dem Mittagessen begab er sich hinter den Aul auf den Berg, um auszuspähen. Abdul hatte jedoch, ehe er sich auf den Weg machte, dem Nogaier befohlen, die Gefangenen nicht aus den Augen zu lassen. Der Bursche läuft Shilin nach und ruft:

„Gehe nicht! Der Herr hat's nicht erlaubt. Gleich rufe ich das Volk."

Shilin wußte ihn zu bereden.

„Ich gehe ja nicht weit," sagte er, „nur auf jenen Berg. Komm mit mir. Im Block laufe ich dir nicht fort. Komm. Morgen will ich dir eine Armbrust und Pfeile machen."

Der Bursche begleitete ihn auf den Berg. Mit dem Klotz an den Beinen zu gehen, ist für Shilin sehr schwer; mühsam schleppt er sich. Oben angekommen, setzt er sich hin und schaut sich nach allen Seiten um. Gegen Süden senkt sich der Boden, dort weidet eine Pferdeherde und im Thal liegt ein Aul. Ein anderer Berg strebt steil auf; hinter demselben, ihn überragend, schaut noch ein Berg. Wald dunkelt in den Schluchten. Berge und Berge — höher und höher erheben sie sich — und der Schnee oben glitzt wie Zucker. Und höher als alle die weißen Berge steht eine Kuppe mächtig da. Eben solche Berge — im Osten, im Westen. Nebel wallt in den Schluchten, in denen vereinzelt Aule liegen. Das alles ist Tatarengebiet. Shilin blickt nach der russischen Seite: unter ihm, weltab, ein Flüßchen, ein Dorf, Gärten ringsum; am Flüßchen, gleich kleinen Puppen, sitzen Weiber und spülen. Dahinter steht ein niedriger Berg, den zwei mit Wald bestandene Berge treppenartig überragen; zwischen den Bergen zieht sich ein matter Schimmer wie ferner Rauch. Shilin erinnert sich, wo die Sonne, als er in der Festung lebte, aufging, wo sie unterging. Dort im Thal, sinnt er, muß unsere Festung sein — dorthin, zwischen diese beiden Berge, muß er fliehen.

Die Sonne neigte sich zum Untergang; rötlicher Schimmer umwob die weißen Berge; und nun wurde es dunkel und schwarze Schatten senkten sich; Nebel stieg aus den Schluchten; im Thal, wo die ersehnte Festung liegt, glüht es wie Feuer. Shilin lugt scharf aus — und da ruft es in ihm: der Rauch im Thal ist von der russischen Festung.

Es wurde schon spät. Vom Minaret rief der Mulla.

Man treibt die Herde zusammen, die Kühe brüllen. Der Bursche fordert ihn auf, zurückzugehen. Shilin aber kann sich nur schwer trennen.

Sie gingen heim. Jetzt kenne ich die Richtung, denkt Shilin; die Stunde der Flucht ist gekommen. Er wollte schon in dieser Nacht fliehen. Der Mond war im Abnehmen, das Dunkel mußte seine Flucht begünstigen. Zum Unglück für ihn kehrten die Tataren bereits am Abend zurück. Sie kamen nicht wie sonst, wo sie Vieh vor sich hertrieben und lustig einritten. Dieses Mal hatten sie nichts erbeutet; statt der Beute hatten sie auf dem Sattel einen Toten, den Bruder des Roten. Sie waren böse angekommen. Alle versammelten sich zur Beerdigung. Auch Shilin trat aus seinem Verschlage. Man hatte den Toten in Leinwand gehüllt. Ohne Sarg trugen sie ihn unter die Platanen hinter dem Dorf und legten ihn auf das Gras. Der Mulla kam. Die Alten traten zusammen, umbanden ihre Mützen mit Handtüchern, entblößten die Füße und hockten bei dem Toten.

Vorn der Mulla, hinter ihm in zwei Reihen je drei Alte. Gesenkten Hauptes schwiegen sie lange. Endlich hebt der Mulla den Kopf und ruft: „Allah!" Sie heben die Köpfe, senken sie wieder und sitzen lange schweigend, regungslos da. Wieder hebt der Mulla den Kopf. „Allah!" „Allah!" hallt es wieder. Wieder Schweigen — der Tote auf dem Grase und die Lebendigen regen sich nicht. Nur der Wind ist zu hören, wie er in den Blättern der Platanen rauscht. Nun liest der Mulla das Gebet, alle erheben sich und tragen auf ihren Armen den Toten zur Grube; wie ein Keller zieht sich dieselbe unter der Erde hin. Sie fassen den Toten an Armen und Beinen, biegen ihn ein, lassen ihn sitzend in sein Grab und legen ihm die Hände auf dem Leib zurecht.

Der Nogaier bringt grünes Schilfrohr. Sie füllen mit demselben die Grube; dann wird sie rasch verschüttet; man

stampft die Erde glatt und stellt am Kopfende einen Stei aufrecht. Wieder hocken sie am Grabe und schweigen lang

„Allah! Allah! Allah!" seufzten sie und standen au

Der Rote verteilte Geld unter die Alten, dann nahı er eine Peitsche, schlug sich damit dreimal an die Stir und ging nach Hause.

Am anderen Morgen sieht Shilin, wie der Rote ein Stute aus dem Dorfe führt; drei Tataren folgen ihm. De Rote wirft seinen Halbrock ab und krempt die Ärmel au Was für stramme Arme! Er zieht den Dolch und schärf ihn an einem Schleifstein. Die Tataren drücken den Kop der Stute nach oben, der Rote tritt herzu, durchschneide ihr die Kehle, wirft sie nieder, beginnt sie zu enthäuten indem er mit seinen derben Fäusten reißt. Weiber un Mädchen kamen herbei und wuschen die Eingeweide. Dan zerlegten sie die Stute und schleppten sie in die Hütte de Roten. Dort versammelte sich das ganze Dorf, um di Totenfeier zu begehen.

Zu Ehren des Toten aßen sie drei Tage lang von de Stute und tranken Busa. Alle Tataren waren im Aul. An vierten Tage zur Mittagszeit rüsten sie sich wieder zur Ab fahrt — sie führen die Pferde vor, satteln und reiten: woh an zehn Mann, der Rote unter ihnen. Nur Abdul blie zu Hause. Die Nächte waren noch völlig dunkel; am Him mel stand die Sichel des zunehmenden Mondes.

„Heut müssen wir fort," vertraut Shilin seinem Ge fährten.

Kostylin verrät Angst.

„Wie stellen wir es an? Wir kennen ja den Weg nicht."

„Ich kenne den Weg."

„In einer Nacht können wir uns nicht in Sicherhei bringen."

„So bleiben wir vorläufig im Walde. Ich habe Fladen für uns aufgespart. Was willst du hier sitzen? Gut, wenn man das Geld schickt. Aber bringt man es nicht zusammen

Die Tataren sind jetzt böse, weil die Russen ihnen einen Mann getötet haben. Sie sprechen davon, daß sie uns töten wollen."

Nach langem Zögern entschloß sich Kostylin, den Gefährten zu begleiten.

5.

Shilin kroch in das Loch und wühlte es breiter, so daß auch Kostylin durchzukriechen vermochte. Und nun harren sie, bis es im Aul still wird.

Als alle sich zur Ruhe begeben hatten, kroch Shilin heraus und flüsterte Kostylin zu:

„Folge mir!"

Kostylin folgte ihm, wobei er mit dem Fuß an einen Stein stieß, so daß ein Geräusch entstand. Abdul aber besaß einen Hüter, einen gefleckten Hund, einen bissigen Köter; er hieß Uljaschin. Der Vorsicht halber hatte ihn Shilin häufig gefüttert. Uljaschin hörte das Geräusch und kam mit Gebell angelaufen; ihm folgten die anderen Hunde. Shilin ließ einen leisen Pfiff ertönen und warf einen Fladen hin. Uljaschin erkannte ihn, wedelte mit dem Schwanz und hörte auf zu bellen.

Abdul hatte das Bellen vernommen und rief ihm aus der Hütte zu.

Shilin aber kraute dem Hunde hinter den Ohren. Uljaschin hält sich jetzt ganz still, reibt sich an Shilins Füßen und wedelt dabei.

Durch den Verschlag geborgen, warteten sie, bis es wieder ganz still wurde; nur eine Ziege hörte man leise meckern und tief unten Wildwasser über Steinchen rauschen. Es ist völlig dunkel, die Sterne stehen hoch am Himmel, rot geht über den Bergen, gleich Hörnern, der Mond auf. In den Gehängen sackt sich der Nebel und nimmt eine Farbe an wie Milch.

Leise erhebt sich Shilin und winkt dem Gefährten.

Behutsam schleichen sie vorwärts. Als sie an die Moschee kommen, singt der Mulla vom Minaret: er ruft das Volk zur Andacht. Lange müssen sie warten, bis alle in der Moschee sind. Und nun ist es wieder still.

Mit Gott! Sie bekreuzen sich und gehen. Sie gehen die Steile hinunter, überschreiten das Flüßchen, durchwandern das Thal. Dichter Nebel umgiebt sie. Über ihnen blinken die Sterne. Nach den Sternen bestimmt Shilin die Richtung. So frisch, so leicht geht es sich im Nebel nur die abgetretenen Stiefel sind unbequem und hindern am Schreiten. Shilin wirft deshalb die seinigen ab, geht barfuß, springt von Stein zu Stein und blickt dabei nach den Sternen. Kostylin begann zurückzubleiben.

„Geh' langsamer!" ruft er. „Die verdammten Stiefel haben mir die Füße wund gerieben."

„Nimm sie ab, du wirst es gleich leichter haben."

Auch Kostylin ging jetzt barfuß. Aber es war noch schlimmer für ihn. Die Steine machen den Füßen Schnittwunden und immer bleibt er zurück. Shilin sagt ihm:

„Die Füße werden wieder heil werden, wenn du sie ab reibst; holen sie uns aber ein, so töten sie uns."

Kostylin giebt keine Antwort, ächzend schleppt er sich weiter. Lange gingen sie im Thal. Rechter Hand begannen Hunde zu bellen. Horchend blieb Shilin stehen, schaute sich um, kroch aufwärts, indem er mit den Händen tastete.

„Eh", sagt er, „wir irrten uns, sind zu sehr nach rechts gegangen. Hier ist ein fremder Aul. Von oben aus konnt ich ihn gewahren. Wir müssen zurück, links bergauf. Hie muß der Wald sein."

Kostylin bittet: „Warte ein wenig, laß mich atmen Meine Füße sind blutig."

„Eh, Brüderchen, sie werden wieder heil werden."

Eilends ging Shilin zurück nach links den Berg hinau in den Wald. Mühsam folgt Kostylin und ächzt laut Shilin gebietet Ruhe und eilt weiter.

Jetzt waren sie oben und betraten den Wald, zerrissen sich an den Dornen die Kleider, daß sie in Fetzen hingen, kamen auf einen Steig und eilten weiter.

Halt! Horch! Wie mit Hufen stampft es auf dem Wege. Lauschend, regungslos bleiben sie stehen. Da sie nichts mehr vernehmen, gehen sie weiter — und wieder beginnt das Stampfen. Bleiben sie stehen, so ist es ruhig. Shilin kroch vorwärts, wo schwaches Mondlicht auf den Weg fällt: was er vor sich sieht, ist wie ein Pferd, und doch ist es kein Pferd, auf dem Pferde befindet sich etwas Wunderbares, nicht Menschenähnliches. Und er hört, wie es schnaubt. Er pfeift leise. Da jagt es vom Wege ab in den Wald hinein, wie Sturmwind saust es und bricht die Äste.

Kostylin vergeht fast vor Angst. Shilin aber lacht und sagt: „Das ist ein Hirsch. Hörst du, wie sein Geweih das Gehölz durchbricht? Wir fürchten ihn, und er fürchtet uns."

Sie gingen weiter. Der Morgen kann nicht mehr fern sein. Ob sie auf dem rechten Wege sind, wissen sie nicht. Zwar scheint es Shilin, daß er auf demselben Wege in die Gefangenschaft geschleppt wurde, daß es bis zur Festung nur noch an zehn Werst sein könnte. Ein untrügbares Kennzeichen ist indes nicht vorhanden. Wenig läßt sich in der Nacht unterscheiden. Jetzt sind sie auf freies Feld angelangt. Kostylin setzt sich am Waldesrand nieder und sagt:

„Wie du willst, ich aber gehe nicht weiter, meine Füße tragen mich nicht."

Shilin sprach auf ihn ein.

„Ich kann nicht — ich werde nicht hinkommen — ich kann nicht."

Shilin hielt nicht länger an sich, vor Zorn spuckte er aus und gab dem Kameraden derbe Worte.

Noch einmal raffte sich Kostylin zusammen und ging.

So waren sie weitere vier Werst gegangen. Der Nebel verdichtete sich noch mehr, man vermochte nicht vor sich zu blicken und die Sterne kaum zu sehen.

Plötzlich vernehmen sie Pferdestampfen und Anschlagen der Hufe auf Steine. Shilin legt sich nieder und horcht an der Erde.

Richtig, es nähert sich ihnen ein Reiter.

Sie eilen vom Wege fort, setzen sich hinter Gebüsch und warten. Shilin kriecht an den Weg und lugt hin — ein reitender Tatar treibt eine Kuh.

Jetzt ist er vorübergeritten.

Shilin wendet sich zu Kostylin: „Nun, Gott hat ihn vorbeigebracht. Steh' auf. Komm."

Kostylin stand auf und sank um.

„Ich kann nicht . . . bei Gott! ich kann nicht . . . die Kräfte versagen . . ."

Ein schwerer feister Mann, in Schweiß gebadet; wie der Nebel ihn kalt umwehte, wie am Gestein seine Füße zerrissen, war er ganz hinfällig geworden.

Mit Gewalt brachte ihn Shilin in die Höhe. Vor Schmerz schreit Kostylin laut auf. Fast verzingen Shilin vor Schreck die Sinne.

„Was schreist du! Noch ist uns der Tatar nahe. Wie leicht kann er uns gehört haben!"

Und dabei denkt er: Er ist in der That ganz schwach geworden. Was soll ich mit ihm beginnen? Den Kameraden verlassen, das geht nicht an.

„Stehe nur auf," hebt er an, „setze dich auf meinen Rücken, ich will dich tragen, da du nicht mehr gehen kannst."

Er nahm Kostylin auf den Rücken, griff ihm mit den Händen unter die Schenkel und schleppte ihn auf den Weg.

„Drück' nicht mit den Händen an meiner Kehle, um Gottes willen; halte dich an den Schultern."

Schwer preßt Shilin die Last; auch seine Füße sind blutig, auch er ist völlig abgemattet. Er geht gebückt, versucht verschiedene Stellungen, wirft Kostylin herauf, damit derselbe höher auf ihm zu sitzen kommt — so schleppt er ihn mit unsäglicher Mühe.

Aber der Tatar muß den Schmerzensschrei Kostylins gehört haben. Shilin hört, wie jemand hinter ihnen reitet und ruft.

Shilin stürzt in den Wald. Der Tatar greift nach der Flinte und schießt. Da er nicht trifft, schimpft er und jagt fort auf dem Wege.

„Wir sind verloren, Bruder," flüstert Shilin. „Dieser Hund wird Tataren um sich sammeln, sie werden uns hetzen. Zum mindesten drei Werst müssen wir weiter, sonst giebt es keine Rettung für uns."

Der Teufel hat mich angetrieben, denkt er, diesen Klotz mitzunehmen. Allein wäre ich schon längst in Sicherheit.

„Geh' allein!" bittet Kostylin. „Weshalb sollst du für mich verderben?"

„Nein, ich gehe nicht. Es taugt nicht, den Kameraden zu verlassen."

Wieder nahm er ihn auf die Schultern und eilte weiter. Eine Werst mochte er zurückgelegt haben. Immer geht's durch den Wald und kein Ausweg ist zu spüren. Der Nebel, als ob Wolken zögen, lichtet sich und zerrinnt, kein Stern ist mehr zu sehen. Shilin war ganz abgequält.

Am Wege ist eine Quelle, von Steinen umfaßt. Er hielt an und setzte Kostylin ab.

„Einen Augenblick will ich ausruhen . . . will trinken . . . wir wollen einen Fladen essen . . . wahrscheinlich ist es nicht mehr weit."

Nur eben hatte er sich hingestreckt . . . er wollte trinken . . . da vernimmt er wieder das Stampfen. Und wieder stürzt er, den Kameraden tragend, in das Buschwerk, dem Abhange zu. Da legen sie sich nieder.

Er hört Stimmen, unterscheidet tatarische Worte. An derselben Stelle, die sie eben verlassen, hatten die Tataren Halt gemacht. Bald vernahm man Rufe, wie man Hunde anhetzt. Es knistert am Boden — durch das Geäst, gerade

auf sie los, bricht ein Hund sich Bahn. Vor ihnen bleibt er stehen und bellt.

Fremde Tataren nähern sich, ergreifen sie, binden sie, setzen sie auf die Pferde und reiten mit ihnen davon.

Kaum drei Werst waren sie geritten, als sie Abdul mit zwei Tataren begegneten. Nach kurzem Wortwechsel wurden Shilin und Kostylin auf andere Pferde gesetzt — und wieder gings zurück in den Aul.

Abdul lacht nicht, wie er sonst pflegt, und seinen Gefangenen gönnt er kein Wort.

Als sie bei Tagesanbruch ankamen, setzte man sie auf die Straße. Die Dorfjugend versammelte sich, schlug mit Peitschen nach den Gefangenen, bewarf sie mit Steinen und gröhlte dazu.

Die Tataren drängten sich um sie, unter ihnen auch der Alte vom unteren Berg. Shilin hört, daß man über sie Gericht hält. Man muß sie weiter in die Berge bringen, sagen die einen. Der Alte aber gebietet, man müsse sie töten. Dagegen streitet Abdul, er sagt:

„Ich habe für sie Geld bezahlt und will Lösegeld haben."

Der Alte entgegnet:

„Nichts werden sie bezahlen, nur Unheil stiften sie an. Auch ist es sündhaft, Russen zu füttern. Töten — und fertig!"

Sie waren auseinandergegangen. Abdul tritt zu Shilin und sagt:

„Erhalte ich nicht in zwei Wochen das Lösegeld für euch, so werde ich euch peitschen. Denkst du dir aber wieder aus, zu entlaufen, so schlage ich dich wie einen Hund nieder. Schreibe einen Brief, aber wie es sich gehört."

Man brachte ihnen Papier. Sie schrieben.

Wieder wurden sie in den Block gesteckt und man führte sie hinter die Moschee. Dort war ein Graben von fünf Arschin Tiefe; in diesen Graben ließ man sie nieder.

6.

Ihr Leben war jetzt ein jammervolles. Die Blöcke wurden ihnen nicht mehr abgenommen, man ließ sie nicht herauf zum Licht. Wie Hunden warf man ihnen ungebackenen Teig zu, der Krug mit Wasser wurde hinuntergelassen. In der Grube ist Gestank, stickige Luft, Feuchtigkeit. Kostylin war nicht unbedenklich erkrankt, schwoll auf und fühlte Schmerz in allen Gliedmaßen; immer stöhnt er, oder er schläft. Auch Shilin fühlte sich niedergeschlagen. Er weiß nicht, wie er sich heraushelfen soll.

Zwar machte er den Versuch, zu untergraben. Wo aber sollte er die Erde lassen? Auch hatte Abdul es bereits bemerkt und drohte, ihn zu töten.

Geduckt sitzt er einst, er denkt an das freie Leben und es ist ihm traurig in der Seele. Eine Flade fällt ihm plötzlich in den Schoß, noch eine Flade, und nun schütten sich süße Kirschen aus. Er blickt nach oben und sieht Dina. Sie lächelt und läuft fort. Er denkt: wird nicht Dina helfen?

Er reinigte eine Stelle in der Grube und hob Lehm aus, aus dem er Figuren formte: Menschen, Pferde, Hunde. Er denkt dabei: wenn Dina kommt, werde ich sie ihr zuwerfen.

Am anderen Tage kam jedoch Dina nicht. Shilin vernahm Pferdegestampf. Fremde Tataren kamen angeritten. Bei der Moschee wurde Rat gehalten. Man sprach von den Russen. Shilin hörte die Stimme des Alten. Genau verstand Shilin nicht, was sie verhandelten; ihm schien jedoch, daß Russen ganz in der Nähe wären; daß die Tataren fürchteten, dieselben würden in den Aul dringen; daß sie beratschlagten, was nunmehr mit den Gefangenen zu geschehen wäre.

Als die Versammlung auseinandergegangen war, hört Shilin oben ein Geräusch. Er blickt auf. Dina kniet an

der Grube, vorgeneigten Kopfes, so daß ihr Halsschmu
über der Grube baumelt; wie Sternchen blitzen ihre Auge.
Aus dem Ärmel nimmt sie zwei Käsefladen und wirft s
ihm zu. Shilin fragt:

„Weshalb bist du so lange nicht hier gewesen? Ich hat
dir Spielsachen gemacht. Hier hast du sie."

Er warf ihr die Spielsachen zu. Sie aber schüttel
den Kopf.

„Es ist nicht nötig," sagte sie. Nach einer Pause fuh
sie fort: „Iwan, man will dich töten."

Sie machte eine Bewegung am Halse.

„Wer will mich töten?"

„Der Vater. Die Alten befehlen es ihm. Aber du thu
mir leid."

Da sagte Shilin: „Wenn ich dir leid thue, so brin
mir eine lange Stange."

Sie schüttelte den Kopf. Er legte die Hände zusamme
und flehte sie an:

„Dina, ich bitte dich — Dinuschka, bringe sie mir!"

„Es geht nicht an," entgegnete sie. „Man wird e
sehen. Alle sind zu Hause."

Darauf ging sie fort.

Traurig sitzt Shilin am Abend und denkt: was wir
nun geschehen? Immer blickt er nach oben. Sterne blinke
der Mond ist noch nicht aufgegangen. Vom Minaret hat
der Mulla gerufen, alles wurde still. Shilin verfällt i
Halbschlaf und kann den Gedanken nicht loswerden: da
Mädchen hat Angst.

Plötzlich schüttete sich ihm Lehm auf den Kopf. E
schaute auf. Am anderen Ende der Grube wird eine der
lange Stange langsam hinabgelassen, sie sticht sich in di
Wand, wird wieder losgemacht und gleitet tiefer. Shili
faßt sie und läßt sie zu Boden. Er hatte früher dies
Stange auf dem Dache von Abduls Hütte gesehen.

Dankerfüllt blickt er nach oben. Hell blinken die Stern

über der Grube, wie bei einer Katze, glänzen in der Dunkelheit Dinas Augen. Sie biegt ihr Gesicht zum Rande der Grube und flüstert:

„Iwan! Iwan! Alle sind fortgefahren. Nur zwei sind zu Hause."

Shilin ruft Kostylin an:

„Komm. Zum letztenmal wollen wir's versuchen. Ich werde dich tragen."

Kostylin wollte nichts von Flucht hören.

„Nein," sagte er, „für mich ist an kein Entrinnen von hier zu denken. Ich habe ja nicht einmal die Kraft, mich umzuwenden."

„Dann lebe wohl, gedenke mein nicht im Bösen."

Sie küßten sich zum Abschied.

Shilin ergriff die Stange, ließ Dina halten und kletterte. Zweimal fiel er zurück — der Block war ihm äußerst hinderlich. Mühsam hielt Kostylin unten die Stange, mühsam wand sich Shilin endlich vollends nach oben. Aus allen Kräften zieht ihn Dina mit ihren Händchen am Hemd und lacht dabei.

Shilin zog die Stange nach oben.

„Trage sie zurück, Dina; man wird sie sonst vermissen und dich schlagen."

Während sie die Stange zurückbrachte, schleppte sich Shilin bergab. Unten angelangt, nahm er einen scharfen Stein und versuchte, das Schloß vom Blocke abzuschlagen. Aber das Schloß ist fest und widersteht. Er hört, wie jemand leichtfüßig den Berg herabspringt und denkt: das ist sicherlich Dina. Atemlos kam sie, nahm ihm den Stein ab und sagte: „Laß mich machen."

Sie stellte sich vor ihn auf die Kniee, schlug, preßte, mühte sich ab. Ihre Ärmchen indes sind schmal wie eine Gerte, sie haben keine Kraft. Sie warf den Stein fort und weinte. Wieder machte Shilin den Versuch, Dina hockte neben ihm und hielt ihn an der Schulter. Wie er eine

Pause macht und sich nach links wendet, sieht er eine Rö
über dem Berge — der Mond beginnt aufzugehen. Bis de
Mond herauf ist, denkt er, muß ich die Schlucht durchmessen
den Wald erreicht haben. Sofort stand er auf und wa
den Stein fort. Wenn auch im Block, ich muß gehen.

„Leb' wohl, Dinuschka. Mein Leben lang werde ich a
dich denken."

Dina tastete an seinem Rock, um ihm Fladen zuzustecken

„Ich danke dir, artiges Kind!" flüsterte er. „Wer wir
dir, wenn ich fort bin, Püppchen machen?"

Er streichelte ihre Haare.

Schluchzend bedeckt sie ihren Kopf mit den Händen un
springt wie ein Zicklein den Berg hinauf; in der Dunkel
heit hört Shilin, wie der Halsschmuck ihrer Flechte a
Rücken klirrt.

Er bekreuzte sich, ergriff mit der Hand das Schloß a
Block, damit es kein Geräusch verursache, und schlich a
dem Wege. Und er blickt auf die Röte, wo der Mond auf
steigt. Den Weg kannte er. Geradeaus hatte er an ac
Werst zu gehen. Wenn er nur, ehe der Mond heraus is
den Wald erreicht! Er geht durch das Flüßchen. A
Berge lichtet es sich bereits. Aber von der Schlucht au
ist der Mond noch nicht zu sehen; die Röte jedoch hat zu
genommen, an einer Seite der Schlucht wird es heller un
heller. Bergab gleitet der Schatten und nähert sich ihn

Shilin geht, hält sich immer im Schatten, er geht s
schnell er vermag; aber der Mond ist schneller — auch a
der rechten Seite erhellen sich die Bergspitzen. Er ist de
Walde nahe. Der Mond steht schon über dem Berge -
hell wie Tag ist die Nacht. Die Blätter an den Bäume
sind zu sehen. Auf den erhellten Bergen, als sei alles au
gestorben, ist es still; nur unten hört man das Flüßche
murmeln.

Ohne jemand anzutreffen, kam er bis zum Wald, such
ein dunkles Plätzchen aus und setzte sich, um ein wenig au

zuruhen. Er aß einen Fladen, fand einen Stein und begann wieder seine Arbeit am Block; aber nutzlos zerschlug er sich nur die Hände. Er erhob sich und ging auf dem Steig. Eine Werst mochte er gegangen sein, als ihn seine Kraft verließ; die Füße schmerzten; er macht noch einige Schritte und bleibt stehen. Ich werde mich weiterschleppen, denkt er, so lange ich es vermag. Setze ich mich aber, so werde ich nicht wieder aufstehen können. Bis zur Festung komme ich freilich nicht; wie es aber Tag wird, mache ich Rast im Walde — und in der Nacht gehe ich wieder.

Die ganze Nacht ging er. Zwei Tataren kamen ihm entgegengeritten, aber Shilin hörte sie von weitem und verkroch sich hinter einem Baum.

Der Mond begann bereits zu erblassen, Thau fiel, leise begann es zu dämmern. Shilin war noch nicht zum Waldrand gekommen.

Noch dreißig Schritte will ich machen, denkt er — dann gehe ich tiefer in den Wald und raste. Nachdem er etwa dreißig Schritte gemacht, sieht er, daß der Wald sich lichtet. Wie er an den Rand kommt, ist es bereits ganz hell. Vor ihm, wie auf der Handfläche, liegt die Festung. Und unfern, linker Hand im Thal, brennen Feuer; jetzt verlöschen sie, und Rauch steigt auf, und Menschen umdrängen das glimmende Holz. Scharf blickt Shilin hin und unterscheidet durch den Rauch . . . glänzende Flintenläufe . . . Kosaken.

Von Freude beseelt, sammelt er die letzte Kraft, klimmt bergab. Verhüte der Allgütige, denkt er, daß hier auf freiem Feld ein reitender Tatar mich sieht: so nahe dem Ziel, ich entkäme nicht.

Kaum war ihm dieser Gedanke gekommen, siehe: links auf dem Hügel, etwa zwei Deßjatinen entfernt, halten drei Tataren. Schon haben sie ihn bemerkt, sausen mit verhängtem Zügel auf ihn zu. Ihm ist zu Sinn, als krampfe sich sein Herz zusammen — er erhebt die Hände, schreit aus Leibeskräften: „Brüder, befreit mich! Brüder!“

Die Unseren hören den Ruf — Kosaken sitzen auf un sprengen an . . .

Zwar die Kosaken haben es weit, die Tataren sind nah Shilin, mit einer Hand am Fußblock, schleppt sich atemlo den Kosaken entgegen, seiner selbst nicht mächtig, bekreuz er sich und schreit: „Brüder! Brüder! Brüder!"

Die Kosaken sind an fünfzehn Mann.

Von Schreck erfaßt, zügeln die Tataren ihre Pferd und halten.

Und jetzt umringen die Kosaken Shilin, fragen ihn: we er sei und woher? Shilin weint und kann nur stammeln „Brüder! Brüder!"

Reguläre kommen herbei, auch sie umringen ihn. De giebt ihm Brot, jener Grütze, Branntwein ein anderer, de bedeckt ihn mit dem Mantel, der schlägt ihm den Block ab

Die Offiziere erkannten ihn und brachten ihn in di Festung. Die Soldaten freuten sich, die Kameraden versammelten sich um ihn.

Shilin erzählte seine Erlebnisse und schloß:

„Da habe ich nun die Reise nach Hause gemacht, habe mich verheiratet! Nein, es war nicht mein Geschick."

Und er diente weiter im Kaukasus. Einen Monat später wurde Kostylin für fünftausend Rubel ausgelöst; kaum lebendig brachte man ihn.

Wie viel Erde braucht der Mensch?

1.

Die ältere Schwester aus der Stadt besuchte die jüngere Schwester im Dorf; die Ältere war mit einem Kaufmann verheiratet, die Jüngere mit einem Bauern. Sie tranken zusammen Thee und unterhielten sich. Die Ältere brüstete sich mit ihrem Leben in der Stadt: wie geräumig ihre Wohnung ist, wie schmuck sie sich kleidet und ihre Kinder herausputzt, wie sie lecker ißt und trinkt und Ausfahrten macht und das Theater besucht.

Die jüngere Schwester fühlte sich darüber gekränkt, sie zog das Leben des Kaufmanns herab und pries das Leben der Bauern.

„Ich tausche nicht mit dir," erklärte sie. „Zwar leben wir einfach, aber wir kennen keine Sorge. Ihr aber, wenn ihr auch prächtiger lebt, habt entweder großen Gewinn oder ihr geht zu Grunde. Ein Sprichwort sagt: Glück und Unglück wandern auf einem Steig. Heut reich und morgen ein Bettler. Unser bäuerisches Leben ist sicherer. Mageres Leben, langes Leben. Überfluß wird bei uns nicht gefunden, sind aber satt zu allen Stunden."

„Was für ein Sattsein!" höhnte die Ältere. „Mit Schweinen und Kälbern zusammen! Ohne Glanz, ohne Benehmen! Wie auch dein Mann sich abrackert, ihr lebt auf dem Mist, und dort sterbt ihr. Eure Kinder werden's auch nicht besser haben."

„Nun, und was ist da weiter?" ereiferte sich die Jüngere. „Wir leben dafür sicher, auf eigenem Grund, bücken

uns vor keinem und fürchten keinen. Ihr in der St
seid immer in Versuchung. Heut läßt sich's gut an, morg
aber kommt deinem Mann der Unreine in die Quere, in ein
Husch verführt er ihn: er spielt, trinkt, rennt den Weibe
nach. Und dann geht alles drunter und drüber. Is
nicht so?"

Pachom, der Mann der Jüngeren, liegt auf dem Of
und hört, was die Weiber schwatzen. Meine Frau spri
die lautere Wahrheit, sagt er für sich. Unsereinem, d
von kleinauf das Mütterchen Erde aufwühlt, kommen kei
Narrheiten in den Kopf. 's ist nur ein Unglück, daß
zu wenig Erde habe. Besitze ich aber Land zur genüge,
bange ich vor keinem, nicht einmal vor dem Teufel.

Der Teufel saß gerade hinter dem Ofen und hörte alle
Er war mächtig froh, daß das Bauernweib ihren Ma
auf prahlerische Gedanken gebracht hatte: hätte er viel Lan
der Teufel würde ihn nicht holen.

Es gilt eine Wette, dachte er. Viel Erde will ich d
geben. Mit Erde fange ich dich.

2.

Eine kleine Gutsbesitzerin war die Nachbarin Pachom
Sie besaß hundertundzwanzig Deßjatinen. Vordem sta
sie mit den Bauern in gutem Einvernehmen, sie that ihn
nie etwas zu Leide. Neuerdings jedoch hatte sie ein
verabschiedeten Soldaten als Verwalter angenommen, d
quälte die Bauern mit Strafgeldern. Wie Pachom sich au
in acht nahm: entweder läuft das Pferd in den Hafer d
Nachbarin oder die Kuh verirrt sich in den Garten oder d
Kälber gehen auf die Wiese. Für alles setzt es Strafe.

Pachom zahlt, schimpft, prügelt seine Hausgenossen -
viel Sünde beging er im Laufe des Sommers um des Ve
walters willen. Es war ihm eine Erleichterung, das Vi
auf dem Hofe zu halten — freilich that ihm das Futt
leid, aber wenigstens steht er keine Angst aus.

Im Winter ging das Gerücht, die Nachbarin wolle ihr Land losschlagen und der Verwalter suche es zu kaufen. Als die Bauern davon hörten, waren sie sehr erschreckt.

Rückt der Verwalter zum Besitzer auf, urteilen sie, so wird das Strafen gar kein Ende nehmen.

Sie bestürmten die Gutsbesitzerin, nicht dem Verwalter, sondern der Gemeinde das Gut abzutreten. Da sie mehr zu zahlen versprachen, erklärte sie sich einverstanden. Das Besitztum der Nachbarin sollte also Gemeindeland werden. Die Bauern hielten Versammlung, versammelten sich zum zweitenmal, wurden indes nicht einig. Der Gottseibeiuns stiftete Unfrieden. Sie beschlossen nunmehr, nach Vermögen solle jeder einzeln kaufen; auch darauf ging die Nachbarin ein.

Da Pachom hörte, sein Nachbar habe zwanzig Deßjatinen gekauft, wobei er die Hälfte des Kaufpreises gestundet erhielt, wurde er neidisch. Man wird alles losschlagen, denkt er, und ich gehe leer aus. Er beriet sich mit seiner Frau.

„Die Bauern kaufen," sagte er, „wir müssen auch gegen zehn Deßjatinen an uns bringen."

Sie überlegten, wie sie es anstellen sollten.

Hundert Rubel hatten sie gespart; sie verkauften jetzt ein Füllen, verkauften die Hälfte ihrer Bienenstöcke, verdingten den Sohn als Arbeiter — und so kratzten sie die Hälfte des Geldes zusammen.

Pachom sah sich nun fünfzehn Deßjatinen mit einem Wäldchen an und unterhandelte mit der Nachbarin — fünfzehn Deßjatinen erstand er, gab Handschlag und Handgeld. Sie fuhren in die Stadt, setzten den Kaufbrief auf, er machte die Hälfte des Geldes voll und verpflichtete sich, den Rest in zwei Jahren zu zahlen — Pachom hatte also Land.

Er nahm Geld beim Schwager auf, kaufte Samen und besäete das gekaufte Land. Alles gedieh trefflich. Bereits in einem Jahre konnte er die Schuld an die Nachbarin und

den Schwager abtragen. Pachom war jetzt selbst Gut-
besitzer. Er beackerte eigenes Land, mähte Heu auf eigene
Boden, auf eigene Wiese trieb er sein Vieh. Nicht gen
kann er sich freuen: anders scheint ihm das Gras zu s
und andere Blumen blühen darin; früher galt ihm dies
Land wie anderes auch, jetzt aber ist es ein besonder
Stück Gotteserde.

3.

Pachom freut sich seines Lebens. Alles stände gut, wen
nur die Bauern seine Felder unbehelligt ließen und ni
auf seinen Wiesen weideten. In aller Freundschaft spra
er auf sie ein. Sie aber ließen nicht ab, ihre Kühe a
seine Flur zu treiben, und nachts kamen fremde Pferde
sein Getreide. Pachom verjagte sie und trug es den Bauer
nicht nach. Schließlich aber wurde er böse und führ
Klage beim Amtsgericht. Er weiß recht gut, daß d
Bauern es aus Not thaten, keineswegs aus Hang zu böse
Thun. Dennoch, meint er, muß ich's ihnen einträuke
sonst werden sie alles abweiden. Eine gute Lehre wi
nützlich sein.

Mit Hilfe des Gerichtes belehrte er mehr als einma
mehr als ein Bauer wurde mit Strafe belegt. So g
schah's, daß die Nachbarn nicht freundlich gegen Pacho
gesinnt waren und ihm gern einen Schabernack zufügte
Einst hatte sich ein Bauer zur Nachtzeit in das Wäldche
geschlichen und, um sich den Bast zu verschaffen, an zeh
junge Linden ausgerissen. Pachom fuhr durch sein Gehö
und siehe — es schimmert etwas am Boden. Wie er näh
kommt, sieht er die abgeschälten Bäumchen mit den Wurzel
am Boden liegen. Er wurde zornig. Nicht eine Linde h
der Bösewicht mir übrig gelassen. Könnte ich nur heraus
bringen, wer es gethan, ich würde mein Mütchen an ih
kühlen. Er dachte und dachte nach, wer es sein könnt
Das hat niemand anders als Ssemka gethan. Um nac

zuspüren, ging er auf Ssjemkas Hof, fand jedoch nichts. Das gab einen Zank! Und von Stund an war Pachom überzeugt, kein anderer als Ssjemka sei es gewesen. Er reichte eine Klage ein. Das Gericht trat zusammen und sprach, wegen mangelnden Beweises, den Bauer frei, was Pachom als eine Beleidigung ansah und ihn außer Rand und Band brachte; mit dem Gemeindevorsteher und den Richtern krakehlte er. „Ihr", rief er, „macht den Dieben lange Finger. Lebtet ihr selbst nach Recht, so würdet ihr Diebe nicht freigeben." Mit sämtlichen Nachbarn stand er unfreundlich. Zwar war sein Landbesitz größer geworden, in der Gemeinde jedoch wurde es ihm enger und enger.

Ein Gerücht verbreitete sich zu dieser Zeit, daß viel Volk in die neuerworbenen Länder zöge. Pachom denkt: was brauche ich selbst mein Land aufzugeben? Gingen aber einige von den Unseren, es würde hier geräumiger werden. Ihr Land würde ich ankaufen und mit meinem Besitz vereinigen. Wir haben es hier zu eng.

Als er einst zu Hause saß, begehrte ein durchreisender Bauer Einlaß. Pachom behielt ihn über Nacht bei sich, gab ihm reichlich Speise und Trank, erkundigte sich, woher Gott ihn führe, und redete mit ihm von diesem und jenem. Der Bauer erzählt, er käme von der unteren Wolga, wo er auf Arbeit gewesen; viele hätten sich dort niedergelassen; man schrieb sie in die Gemeinde ein und teilte für jede Seele zehn Deßjatinen ab: köstliches Land, es ist eine Lust, die vollen Garben zu sehen. Ein Bauer kam nackt und arm, nur seine Hände brachte er mit, und jetzt hat er an fünfzig Deßjatinen mit Weizen besäet. Im vorigen Jahre verkaufte er allein für fünftausend Rubel Weizen.

Mit Entzücken hatte Pachom zugehört. Er denkt: was soll man hier in der Enge sich abhaspeln, wenn man gut leben kann? Land und Gehöft will ich verkaufen und für das erhaltene Geld an der unteren Wolga mich ankaufen und eine Wirtschaft einrichten. Hier in der Enge giebt es

fortwährend Streit. Will mich aufmachen, um an Ort
Stelle Kundschaft einzuziehen.

Wie es Sommer wurde, machte er sich fertig und
auf die Reise: bis Ssamara zu Schiff auf der Wolga,
dort zu Fuß an viertausend Werst. An Ort und S
angelangt, fand er alles so, wie ihm berichtet worden:
Deßjatinen sind für die Seele abgeteilt und gern nehmen
Bauern den Fremden in der Gemeinde auf; bringt e
Geld mit, so kann er dazu Land kaufen, so viel ihm beli
drei Rubel für die Deßjatine des besten Landes.

Als Pachom alles erkundschaftet, kehrte er zum He
nach Hause zurück, verkaufte mit Gewinn sein Land,
kaufte sein Gehöft und Vieh, schrieb sich aus der Geme
aus, wartete den Frühling ab und reiste mit der Fam
in die neuerworbenen Länder.

4.

An Ort und Stelle mit der Familie angekommen,
sich Pachom in dem großen Dorfe nieder und schrieb sic
die Gemeinde ein. Nachdem er die Ältesten bewirtet ha
wurden ihm sogleich alle Papiere zugefertigt. Er war
aufgenommen und man teilte ihm für fünf Seelen, a
dem Weideplatz, fünfzig Deßjatinen in verschiedenen Feld
ab. Er baute sich an und kaufte Vieh. Allein an See
anteil besaß er jetzt zweimal so viel als ehedem —
welch' fruchtbares Land! Alles hatte er zur Genüge
konnte Vieh halten, so viel er wollte.

Anfangs, während er sich noch anbaute und die W
schaft einrichtete, schien ihm alles vortrefflich; als er
aber eingelebt hatte, fand er es auch auf diesem Lande
eng. Bald bekam er Lust, wie es andere thaten, ha
Weizen zu säen, aber im Seelenland ist wenig Weizenbo
Man säet Weizen auf neuem Pfriemengrasland oder Br
feld, man säet ein Jahr und läßt das Feld zwei Jahre l
brach liegen, bis es wieder mit Pfriemengras bewachsen

Weicher Boden ist vollauf da, taugt aber nur für Roggen, und Weizen verlangt harten Boden. Harter Boden findet stets Liebhaber. Er reicht nicht für alle. Darüber giebt es stets Streit. Die Wohlhabenden wollen selber säen und Verschuldete überlassen den Kaufleuten guten Boden an Zahlungsstatt. Im ersten Jahre säete Pachom Weizen auf seinem zugeteilten Land; trefflich gedieh derselbe, weshalb er Lust bekam, mehr Land zur Verfügung zu haben. Er fuhr zum Kaufmann und pachtete Land auf ein Jahr. Die Saat brachte reichen Ertrag. Leider lagen die Felder weit vom Dorf, an fünfzehn Werst mußte man das gewonnene Getreide führen. Er sieht — im Umkreise leben Handel treibende Bauern in Meiereien und werden reich. Um wie viel besser wäre es, denkt Pachom, wenn ich, statt zu pachten, Land kaufte und gleichfalls Meiereien anlegte — das ergäbe einen runden Besitz in einer Hand. Und er dachte nach, wie er es anstellen möchte, guten Boden käuflich zu erwerben.

Da geriet er an einen Bauer, der, im Besitz von fünfhundert Deßjatinen, sich ruiniert hatte und sein Eigentum billig losschlagen wollte. Sie wurden handelseinig: Pachom sollte fünfzehnhundert Rubel, davon die eine Hälfte sogleich, später die andere Hälfte zahlen.

Zu dieser Zeit kam, um seine Pferde zu füttern, ein durchreisender Kaufmann auf Pachoms Hof. Sie tranken Thee, sprachen dies und das. Der Kaufmann erzählte, weit von den Baschkiren komme er her; da habe er Land gekauft, an fünftausend Deßjatinen, und dafür tausend Rubel gezahlt. Pachom fragte ihn aus. Der Kaufmann gab genaue Auskunft.

„Nur muß man," führte er aus, „ihren Ältesten eine Güte thun. Kaftane und Teppiche habe ich unter sie verteilt, an hundert Rubel hat es mich gekostet, auch verteilte ich einen Zibik Thee und ließ jeden, der Lust hatte, Branntwein trinken, so viel er mochte. Die Deßjatine bekam ich

für zwanzig Kopeken — hier ist der Kaufbrief — das
am Fluß wie die Steppe sind Pfriemengrasland."

Pachom fragte ihn weiter aus.

„Das Land," berichtete der Kaufmann, „ungehi
nicht in einem Jahr — alles das ist Baschkirenland.
Menschen sind unvernünftig wie die Schafe, von ihnen l
man fast umsonst kaufen."

Pachom denkt: Eh, was soll ich für meine tausend R
fünfhundert Deßjatinen kaufen und mir obenein eine Sc
auf den Hals laden, während ich mir für dasselbe Geld
unermeßliches Besitztum aneignen kann.

5.

Pachom erkundigte sich nach dem Wege zu den Ba
kiren. Als er dem Kaufmann das Geleit gegeben ha
machte er sich auf die Reise. Feld und Gehöft sollte
Frau beaufsichtigen, er nahm nur einen Knecht mit.
der nahen Stadt, auf der Durchreise, kauften sie einen Z
Thee, Geschenke, Branntwein — wie es der Kaufmann
geordnet hatte.

Sie fuhren, sie fuhren — fünfhundert Werst hatten
bereits zurückgelegt — am siebenten Tage kamen sie in
Nomadenlager der Baschkiren und fanden alles so, wie
der Kaufmann gesagt hatte. Am Fluß, in der Step
wohnen die Baschkiren in Kibitken; sie pflügen nicht, e
kein Brot; Kühe und Pferde weiden in der Steppe; hin
den Zelten sind die Füllen angebunden und zu ihnen tr
man zweimal am Tage die Mutterpferde; aus Pferdem
bereiten sie Kumyß; die Weiber schütteln den Kumyß u
bereiten Käse; der Bauer thut nichts, als Kumyß t
Thee trinken, Hammelfleisch essen und auf der Flöte spiel
Alle sind sie dick, fröhlich, sie feiern während des gan
Sommers. Ungebildetes Volk, es versteht nicht russisch,
aber freundlich.

Wie sie Pachom erblickten, traten die Baschkiren a

ihren Zelten und umringten den Gast. Ein Dolmetsch war zur Hand, welchem Pachom mitteilte, daß er, um Land zu kaufen, gekommen sei. Die Baschkiren bezeigten ihre Freude, faßten Pachom unter, führten ihn in ihr gutes Zelt, ließen ihn auf einem Teppich niedersitzen, legten ihm Daunenkissen unter und labten ihn mit Thee und Kumyß; auch schlachteten sie einen Hammel und setzten ihm Hammelfleisch vor. Pachom holte aus seinem Tarantaß den Zibik Thee wie auch die anderen Geschenke und verteilte sie unter die Baschkiren. Die Baschkiren freuten sich. Sie schwatzten und schwatzten untereinander — darauf geboten sie dem Dolmetsch, zu sprechen.

„Sie lassen dir sagen," begann der Dolmetsch, „daß sie dich lieb gewonnen haben. Bei uns ist es Sitte, dem Gast alles mögliche Vergnügen zu bereiten, mit Geschenken für die Geschenke zu danken. Du hast uns beschenkt, jetzt sag' mal, was dir von dem Unserigen gefällt, damit wir dich beschenken."

„Am meisten gefällt mir bei euch euer Land," entgegnete Pachom. „Bei mir zu Hause ist's eng und zudem steht bereits alles unter dem Pflug. Ihr aber habt viel Land, und gutes Land. Mein' Tage habe ich so ein Land nicht gesehen."

Die Antwort Pachoms übersetzte der Dolmetsch.

Wieder schwatzen die Baschkiren. Was sie schwatzen, versteht Pachom nicht, aber er sieht, daß sie heiter sind und lachen. Darauf werden sie still, sehen Pachom an und der Dolmetsch spricht:

„Sie lassen dir sagen, daß sie dir für deine Güte erkenntlich sind und dir Land ablassen wollen, so viel du willst. Zeige nur mit der Hand, welches Land dir in die Augen sticht — und es wird das deinige sein."

Die Baschkiren besprachen sich und schließlich fingen sie an, sich zu streiten. Pachom fragt, woher der Streit entstanden. Der Dolmetsch antwortet:

„Die einen meinen, man müsse den Ältesten fragen, o
ihn dürfe man kein Abkommen treffen; man könne es ,
ohne den Ältesten, behaupten die anderen."

6.

Während noch die Baschkiren streiten, tritt ein M
mit einer Fuchsmütze auf dem Kopf unter sie. Alle schwei
und stehen auf. Und der Dolmetsch sagt:

„Das ist der Älteste."

Pachom brachte demselben sofort den besten Schlafr
und fünf Pfund Thee dar. Der Älteste nahm die Gesche
an und setzte sich auf die erste Stelle. Die Baschkir
sprachen zu ihm. Er hörte zu, lächelte und begann russis

„Nu," sagte er, „das läßt sich machen — greife zu,
es dir gefällt. Land ist genug da."

Wie werde ich denn nehmen, so viel ich will, den
Pachom. Irgendwie muß ich eine gerichtliche Bestätigu
haben. Sonst sagen sie: nimm — und nachher nehm
sie es mir wieder ab. Laut sprach er:

„Habt Dank für Euer gutes Wort. Land habt Ihr v
und ich brauche wenig. Nur muß ich wissen, welches m
gehören wird — dasselbe muß abgemessen werden und dan
brauche ich eine Bestätigung. Denn Gottes Wille walt
über Tod und Leben. Ihr seid ja gute Menschen, ihr ge
mir das Land; aber es kann geschehen, daß eure Kinder
mir wieder abnehmen."

Der Älteste lachte.

„Gewiß läßt sich's machen," beteuerte er, „so fest, wie e
fester gar nicht sein kann."

Da begann Pachom: „Ich habe gehört," sagte er, „da
bei Euch ein Kaufmann war. Ihr gabt ihm Land un
machtet einen Kaufbrief. So möchte ich es auch halten."

Der Älteste begriff sogleich.

„Das kann man alles," rief er. „Wir haben ja eine
Schreiber; wir fahren in die Stadt und legen alle Siegel an."

„Und welchen Preis werdet Ihr nehmen?"

„Wir haben nur einen Preis, tausend Rubel für den Tag."

Pachom konnte nicht verstehen, was für ein Maß ein Tag wäre.

„Wie viele Deßjatinen werden auskommen?"

„Das verstehen wir nicht zu rechnen. Für einen Tag verkaufen wir so viel Land, wie du an einem Tage umgehst. Der Preis des Tages ist tausend Rubel."

Pachom wunderte sich.

„In einem Tage," meinte er, „kann man viel Land umgehen."

Der Älteste lächelte.

„Alles wird dein sein. Eine Bedingung nur: kommst du im Laufe des Tages nicht zu dem Platze zurück, von welchem du ausgegangen bist, so ist dein Geld verloren."

„Aber wie kann man vermerken, wo ich gegangen bin?"

„An den Abgangsort, den du aussuchst, werden wir uns stellen — wir bleiben stehen und du gehst — hinter dir reiten unsere Burschen — wo du befiehlst, schlagen sie Pfähle ein — dann ziehen wir mit dem Pflug Furchen von Pfahl zu Pfahl. Nimm deinen Kreis, wie es dir beliebt — nur sei vor Sonnenuntergang an der Stelle, von welcher du ausgegangen bist. Alles Land, das du umgehst, ist das deine."

Pachom willigte ein. Man beschloß, in der Frühe aufzubrechen, unterhielt sich noch, trank Kumyß und Thee und aß Hammelfleisch. Als die Nacht einbrach, legte Pachom sich schlafen, die Baschkiren gingen auseinander. Frühmorgens wollte man sich versammeln, um vor Sonnenaufgang zur Stelle zu fahren.

7.

Pachom kann nicht einschlafen. Immer denkt er an das Land. Was ich hier alles einführen werde! Ein ganzes

Fürstentum umfasse ich — fünfzig Werst mache ich an
einen Tage — der Tag ist jetzt so lang — in fünfzig W
liegen zehntausend Deßjatinen. Vor niemand brauch
mich zu ducken — ich pflüge, so viel ich will — den
lasse ich als Weideland. Die ganze Nacht schläft er n
nur am Morgen druselt er ein bißchen. Kaum eingedru
hat er einen Traum: er liegt in eben dieser Kibitka
hört draußen jemand lachen. Um nachzusehen, wer l
trat er aus der Kibitka. Und da sieht er den Ältesten
Baschkiren sitzen, der hält sich den Bauch mit beiden H
den und schüttelt sich vor Lachen. Pachom tritt näher
fragt, warum er lache — aber da sieht er: das ist nicht
Älteste der Baschkiren, sondern der Kaufmann, welcher
seinen Hof kam und ihm von dem Lande erzählte.
eben fragt er den Kaufmann: „Bist du lange hier?“ A
da ist es nicht mehr der Kaufmann, sondern jener Ba
der im alten Lande zu ihm von der unteren Wolga k
Jetzt ist es auch nicht mehr der Bauer — der Leibha
ist es, der sitzt da mit Hörnern und Hufen, und er l
und blickt auf eine Stelle. Und Pachom denkt: wo
sieht er? worüber lacht er? Im Traume sieht er ei
Mann liegen, barfuß, nur in Hemd und Hose, mit
Nase nach oben und weiß wie ein Handtuch. Wie
schärfer hinsieht, was das für ein Mensch sei, wird es
deutlich: er ist es selbst. Vor Schreck erwacht er. W
einem nicht alles in den Traum kommt! Er schaut sich
Schon beginnt es zu tagen. Man muß das Volk wec
es ist Zeit, an Ort und Stelle zu fahren.

8.

Pachom stand auf, weckte seinen Knecht, der im T
rantaß schlief, ließ anspannen und ging, die Baschkiren
wecken.

„Es ist Zeit,“ ruft er, „auf die Steppe zu fahren.“
Die Baschkiren stehen auf, versammeln sich, auch

Älteste kommt. Sie trinken wieder Kumyß und wollen Pachom mit Thee bewirten. Der aber drängt zur Abfahrt.

„Wenn wir fahren," ruft er, „so soll es gleich geschehen. Es ist hohe Zeit."

Die Baschkiren machen sich auf den Weg, die einen reiten, die anderen fahren im Tarantaß. Pachom, begleitet von dem Knecht, fährt in seinem Tarantaß. Sie kamen zur Steppe, als die Morgensonne den Himmel rötete, fuhren auf den Hügel und versammelten sich. Der Älteste näherte sich Pachom und wies mit der Hand auf die Steppe.

„Das alles," sagte er, „was du mit den Augen erfassen kannst, ist unser. Wähle dir beliebig aus."

Pachoms Augen leuchteten: weithin sieht er Pfriemengrasland, glatt wie eine Handfläche, schwarz wie Mohn, in den Vertiefungen wächst verschiedenes Gras hoch bis zur Brust. Der Älteste nahm die Fuchsmütze ab, legte sie in die Mitte des Hügels und sagte:

„Dieses ist das Merkzeichen; darauf lege dein Geld. Dein Knecht wird auch hier stehen. Von hier gehe fort und hierher komme zurück. Alles Land, welches du umschreitest, ist dein."

Pachom nahm das Geld heraus und legte es in die Mütze, er zog den Kaftan aus, so daß er in einem Halbrock blieb, steckte eine Tasche mit Brot zu sich, eine flache Flasche mit Wasser band er am Gürtel fest, zog die Schäfte glatt und rüstete sich zu gehen. Er dachte und dachte, welche Richtung er nehmen solle. Überall ist es hier herrlich. Er denkt: alles einerlei, ich gehe dem Sonnenaufgang zu, und stellte sich mit dem Gesicht zur Sonne — nun reckt er sich und wartet, bis die Sonne über den Horizont tritt. Zeit ist nicht zu verlieren, meint er, in der Kühle läßt sich's sogar leichter gehen. Die Reiter nehmen hinter ihm Stellung. Wie nur die Sonne sichtbar wurde, setzte er sich in Bewegung — die Reitenden hinter ihm.

Er ging weder langsam noch schnell. Eine Werst mochte

er etwa zurückgelegt haben, als er, ohne anzuhalten, den Befehl erteilte, einen Pfahl einzuschlagen. Einmal in Bewegung, beschleunigte er seine Schritte und ließ bald einen zweiten Pfahl einschlagen. Er sah sich einen Augenblick um: der Hügel ist noch zu sehen, auch die Menschen darauf. Wie er zur Sonne blickt, vermutet er, daß er an fünf Werst gegangen sei. Da er warm geworden war, zog er den Halbrock aus. Nach weiteren fünf Werst belästigte ihn die Hitze; ein Blick auf die Sonne belehrte ihn, daß es Zeit zum Frühstück sei. Eine gute Strecke habe ich schon gemacht, denkt er — freilich handelt sich's um deren vier am Tage — indes ist's noch zu früh, einzubiegen. Die Stiefel will ich ausziehen. Er setzte sich nieder, zog die Stiefel aus und ging weiter; jetzt war ihm das Gehen leicht. Er dachte: noch fünf Werst kann ich gehen, dann biege ich nach links. Je weiter, je schöner wird es. Und er ging noch geradeaus. Wie er sich umblickt, ist der Hügel kaum zu sehen, und die Menschen darauf nehmen sich aus wie Ameisen.

Jetzt aber muß man umbiegen, meint er. Wie ich warm geworden bin! Ich habe Lust zu trinken. Er nahm die Flasche, trank im Gehen, ließ noch einen Pfahl einstecken und bog nach links ein. Er ging, er ging — das Gras stand hoch, ihm wurde immer heißer. Müdigkeit stellte sich ein. Ein Blick auf die Sonne zeigt ihm an, daß es Mittag sei. Man muß ausruhen, meint er. Er bleibt stehen und ißt etwas Brot. Setzest du dich, dann schläfst du ein. Er stand also ein wenig, verpustete sich, ging weiter. Anfangs hatte er es leicht, vom Essen war ihm neue Kraft gekommen. Aber es wurde zu drückend heiß und Schlaf überfiel ihn — er fühlte sich überangestrengt. Nu, denkt er: eine Stunde voll Beben, werd' dafür ein Jahrhundert leben.

Auf dieser Seite ging er wohl an zehn Werst. Er wollte links einbiegen, aber siehe — die Gegend ist so schön — eine üppige Thalsenkung — 's wäre schade, dieselbe aufzugeben: Flachs muß hier trefflich gedeihen. Geradeaus ging

er, eignet sich so die Thalsenkung zu und läßt einen Pfahl einschlagen. Jetzt erst machte er den zweiten Winkel. Wie er einen Blick auf den fernen Hügel warf, konnte er die Menschen kaum wahrnehmen. Bis zu ihnen werden's an fünfzehn Werst sein. Die zwei Seiten habe ich zu lang genommen, die dritte muß deshalb kürzer gemacht werden. Zwar wird es auf diese Weise ein schiefwinkliger Besitz — was ist aber anders zu thun? Einbiegen muß ich — dann geradeaus zum Hügel — ich muß mich beeilen — nicht überflüssig abschwenken — Land habe ich ja jetzt in Fülle. Und er wendete und schritt geradeaus dem Hügel zu.

9.

Die Füße schmerzen Pachom, er hat sie durchgelaufen. Er knickt ein — ausruhen möchte er — aber er darf's nicht — er hat keine Zeit — vor Sonnenuntergang muß er ankommen. Die Sonne wartet nicht. Als triebe ihn jemand an, so läuft er.

Irrte ich mich nicht? griff ich nicht zu viel? Wenn ich nicht zur Zeit ankäme! Es ist noch weit und ich bin schon ganz abgerackert. Wenn nur nicht alle meine Ausgaben und Mühen darüber verloren gehen! O ich muß mich bis aufs äußerste bemühen!

Er schüttelte sich, lief im Trabe. Die Füße bluten — er läuft. Er läuft, er läuft, wirft den Halbrock fort, die Stiefel, die Flasche, die Mütze. War zu gierig — habe alles verdorben — bin vor Sonnenuntergang nicht am Ziel.

Noch ärger wird es: vor Angst geht ihm der Atem aus. Er läuft — Hemd und Hosen kleben am Körper — der Mund ist wie ausgetrocknet — wie mit Blasebälgen in der Schmiede arbeitet es in der Brust — im Herzen schlägt es wie mit Hämmern — die Kniee, als seien es nicht seine eigenen, knicken ein.

Kaum denkt er noch an das Land; er denkt, wie er es anfangen solle, um nicht zu sterben vor Anstrengung. Ja,

er fürchtet zu sterben, aber stehen bleiben kann er doch
So viel bin ich gelaufen, und halte ich jetzt ein, so
man mich einen Narren.

Die Baschkiren — deutlich hört er's — quicken,
Von ihrem Geschrei brennt sein Herz noch mehr.
Aufwendung seiner letzten Kraft läuft er — die S
steht fast am Rande — aber bis zum Hügel ist es
ganz nahe. Die Baschkiren winken, rufen — er
die Pelzmütze — sieht das Geld darin — sieht den Ält
wie er auf der Erde hockt und sich den Bauch hält.
es kommt ihm der Traum in Erinnerung: Erde,
er, ist viel vorhanden — aber wird Gott darauf
lassen? Ach, ich habe mich zu Grunde gerichtet —
dabei läuft er, läuft . . .

Er blickt auf die Sonne.

Sie ist groß, rot, berührt die Erde, beginnt schon u
zutauchen.

Jetzt hat er den Hügel erreicht — die Sonne ist n

Ein Wehschrei entringt sich ihm: er wähnt, alle
verloren. Jedoch erinnert er sich, daß man vom hö
Ort aus die Sonne noch sehen müsse. Er stürzt den H
hinauf — da liegt die Mütze. Er stolpert, fällt, langt
den Händen bis zur Mütze.

„Tüchtiger Kerl!“ ruft der Älteste. „Hast viel
gewonnen.“

Wie der Knecht Pachom beispringen, ihn aufheben
sieht er: aus dem Munde fließt ihm Blut, er ist tot.

Der Knecht jammert.

Der Älteste hockt auf dem Boden, er lacht laut
hält sich den Bauch. Jetzt erhebt er sich und wirft
Knecht den Spaten zu. „Hier, grabe!“

Die Baschkiren stehen auf und fahren fort.

Der Knecht bleibt mit der Leiche allein. Er gräbt Pa
ein Grab, gerade so groß, wie er von Kopf zu Fuß
— drei Arschin — und vergräbt ihn.

Der erste Branntweinbrenner.

Ohne gefrühstückt zu haben, war ein armer Bauer zum Pflügen aufs Feld gefahren, nur eine Brotkante hatte er mitgenommen. Im Felde angelangt, zog er seinen Kaftan aus, legte ihn unter ein Gebüsch und das Brot darunter. Nach einiger Zeit war das Pferd ermüdet und der Bauer verspürte Hunger. Er spannte aus, ließ sein Tier grasen und ging zum Kaftan, um seine Kante zu Mittag zu verzehren. Wie er den Kaftan aufnimmt, sieht er: die Kante ist nicht da. Er sucht, sucht, wendet den Kaftan nach allen Seiten, schüttelt ihn — das Brot ist nicht da. Der Bauer verwundert sich über die Maßen. Sonderbare Sache! Keinen habe ich gesehen und dennoch muß einer das Brot gestohlen haben.

Es war aber ein Teufel, welcher das Brot, während der Bauer pflügte, stibitzt hatte und hinter dem Gebüsch versteckt saß, um zu hören, wie der Bauer schimpfen und dabei ihn, den Teufel, nennen würde. Zwar that es dem Bauer leid, daß er bestohlen worden, indes wußte er sich auf seine Weise zu trösten. Nu, sagte er, Hungers werde ich ja nicht sterben; der, welcher das Brot genommen hat, wird es wohl nötig gehabt haben — möge er es zur Gesundheit essen!

Und der Bauer ging zum Brunnen, trank sich mit Wasser satt, erholte sich, fing das Pferd ein, spannte es an und begann wieder zu pflügen.

Der Teufel wurde bestürzt, daß er nicht vermocht hatte, den Bauer zur Sünde zu verleiten. Er ging in die Unter-

welt zu dem Höchsten der Teufel und erzählte ihm, w
dem Bauer die Kante Brot genommen und wie ders
statt zu schimpfen, gesagt habe: zur Gesundheit!

Der Höchste der Teufel wurde bitterböse.

„Ist der Bauer,“ schrie er in seinem Zorn, „dir ü
legen gewesen, so trifft dich die Schuld: hast es dumm
gefangen. Das wäre noch schöner, wenn die Bauern,
mit ihnen ihre Weiber, solche Gewohnheit annehmen
wir gedeihen dabei nicht. Eine schlimme Sache! sag
dir. Ich kann sie so nicht lassen. Gehe, verdiene dir
Kante des Bauern. Hast du ihn in drei Jahren
untergekriegt, so bade ich dich in heiligem Wasser!“

Vor dem heiligen Wasser hatte der Teufel Angst;
schnell er konnte, lief er wieder auf die Erde und überle
wie er seine Schuld abdienen sollte. Er dachte und da
— und da war es ausgedacht. Er verkappte sich als
guter Mensch und verdingte sich bei dem armen Bauer
Arbeiter. Und er lehrte den Bauer, im trockenen Som
auf Sumpf zu säen. Bei den Nachbarn war alles d
die Sonne verbrannt, beim armen Bauer aber wuchs
Getreide dicht, hoch, zu vollen Ähren. Der Bauer ernä
sich bis in das neue Jahr hinein und es blieb ihm
viel Korn übrig. Im folgenden Sommer lehrte der
beiter dem Bauer, das Getreide auf Bergen zu säen.
der Sommer fiel regnerisch aus. Bei den anderen lag
Getreide niedergeklatscht, faulte und die Ähre füllte sich ni
herrlich aber gedieh es bei dem Bauer auf den Bergen
es blieb ihm so viel überflüssiges Korn, daß er gar n
wußte, was er damit anfangen sollte.

Und der Arbeiter lehrte den Bauer, aus dem K
Branntwein zu brennen; und der Bauer brannte Bran
wein, trank selbst und ließ andere trinken.

Der Teufel ging zum Oberteufel und prahlte, die Ka
Brot habe er verdient.

Mit eigenen Augen wollte sich der Höchste der Te

überzeugen. Er kommt zum Bauer und sieht: die reichen Leute im Dorf hat derselbe zu sich geladen und bewirtet sie mit Branntwein; die Bäuerin reicht ihn den Gästen. Während sie herumreichte, hakte sie am Tisch an und goß ein Glas aus. Der Bauer wurde böse und schimpfte seine Frau.

„Teufelsnärrin!" brüllte er. „Ist es Spülicht, daß du Krummbeinige solches Gut auf die Diele gießest?"

Der Teufel stieß den Höchsten der Teufel mit dem Ellnbogen an.

„Merke," flüsterte er, „jetzt sagt er nicht: zur Gesundheit."

Der Bauer schimpfte weiter und reichte selbst herum. Von der Arbeit kommt ein armer Bauer, der nicht geladen war, grüßt, setzt sich und sieht: die Bauern trinken Branntwein; er bekommt auch Lust, gegen die Müdigkeit einen Tropfen zu trinken; er sitzt und sitzt, schluckt und schluckt den Speichel. Der Bauer, statt dem Armen ein Gläschen zu reichen, murmelt für sich: Ich kann euch nicht alle mit Branntwein versorgen.

Auch das gefiel dem Höchsten der Teufel. Der kleine Teufel prahlt:

„Warte ein wenig, es kommt noch hübscher."

Die Gäste tranken und es trank der Wirt. Sie schmeichelten einander, lobten sich gegenseitig, ihre Reden waren schmachtend und glatt wie Butter. Der Höchste der Teufel horcht auf und raunt dem kleinen Teufel zu:

„Hat das Getränke sie erst fuchsartig gemacht, daß sie sich gegenseitig begaunern, so werden sie alle in unseren Händen sein."

„Warte ab," antwortet der kleine Teufel. „Laß sie nur das zweite Glas im Leibe haben. Wie Füchse mit ihren Schwänzen, wedeln sie jetzt einer vor dem anderen und wollen einander über das Ohr hauen. Aber du sollst sehen, gleich werden sie wie schlimme Wölfe."

Die Bauern trinken das zweite Glas, ihre Rede
lauter und gröber. Statt der butterigen Reden hebt
Geschimpf an, böse Worte fallen, eine Prügelei bricht
sie walken sich die Nasen wund. Auch der Gastgeber n
sich ein, man drischt ihn durch und durch.

Der Höchste der Teufel sah es und es gefiel ihm
„Gut! sehr gut!“ murmelte er.

„Warte ab,“ sagte der kleine Teufel, „es kommt
besser. Laß sie erst das dritte Glas getrunken ha
Wütig sind sie jetzt wie Wölfe, aber sie werden wie
Schweine.“

Und die Bauern trinken das dritte Gläschen. Sie
den ganz mürbe — sie nuscheln — sie gröhlen — sie
merken gar nicht, daß keiner den anderen hört. Und
gehen die Gäste fort — einzeln — zu zwei — zu
alle fallen auf der Straße hin. Der Wirt, um sie
geleiten, geht mit hinaus — und fällt, mit dem Ge
zu unterst, in eine Pfütze, schmiert sich von oben bis u
ein — und nun liegt er da wie ein wildes Schwein
grunzt.

Das gefiel noch mehr dem Höchsten der Teufel.

„Nu,“ sagte er, „ein gutes Getränke hast du ausgeda
die Kante Brot hast du verdient. Sage mir, wie mac
du das Getränke? Zuerst nahmst du wohl Blut des Fuc
— listig wurde davon der Bauer wie der Fuchs; Wo
blut kam hinzu: Bosheit regte sich in ihm wie im W
zuletzt manschtest du's mit Schweineblut: er ist ein Schw
geworden.“

„Nein,“ erläuterte der kleine Teufel, „so habe ich n
gemanscht. Ich habe nichts gethan, als daß ich ihm K
im Überfluß gedeihen ließ. Das tierische Blut ist stets
ihm gewesen — nur findet es, so lange das Brot kn
ist, keine Nahrung: dann thut ihm selbst seine letzte Br
kante nicht leid. Überfluß ist's, der ihn aufstachelt: gl
beginnt er auszuhecken, wie er sich belustigen solle.

gab ihm die Anleitung, Branntwein zu trinken. Und wie er Gottes Gabe zu Branntwein brannte, erhub sich in ihm des Fuchses, des Wolfes, des Schweines Blut. Wenn er jetzt nur immer Branntwein trinkt, wird er stets ein Tier sein."

Der Höchste der Teufel lobte den kleinen Teufel und verlieh ihm Ehren und Würden.

Des Teufels Knecht.

In alten Zeiten lebte ein guter reicher Mann.
Knechte dienten ihm und rühmten sich ihres Herrn.
sprachen:

„Unter dem Himmel giebt es keinen besseren Herrn
den unseren. Er nährt und kleidet uns gut, verteilt
Arbeit nach unseren Kräften, keinen kränkt er mit ei
Wort, trägt nichts nach — er ist nicht wie die and
Herren, die ihre Knechte ärger als Vieh behandeln,
Schuld und ohne Schuld strafen und keinem ein g
Wort gönnen. Unser Herr wünscht uns Gutes und
uns Gutes und sagt uns Gutes. Besseres Leben kön
wir gar nicht haben."

Also rühmten sich die Knechte ihres Herrn. Und
Teufel ward es ärgerlich, daß die Knechte gut und in
mit ihrem Herrn lebten, und er bemächtigte sich einer
Knechte, der hieß Aleb; dem befahl er, die anderen Kn
zu verführen. Und als einst alle Knechte ihren Herrn lob
erhob Aleb die Stimme und redete:

„Umsonst prahlt ihr, Brüder, mit der Güte uns
Herrn. Sogar der Teufel würde sich gut gebärden, w
man ihm alles zu Dank machte. Wir dienen unse
Herrn gut und machen ihm alles zu Dank. Wie er
etwas wünscht, thun wir es, wir erraten seine Gedan
Wie sollte er nicht mit uns gut sein! Hört aber auf,
alles zu Dank zu machen und thut ihm Schlechtes an
wird er wie alle anderen Böses mit Bösem heimzah
schlimmer als die schlimmsten Herren."

Die anderen Knechte begannen darüber mit Aleb zu streiten und wetteten mit ihm. Aleb nahm es über sich, seinen guten Herrn zu kränken; er nahm es über sich unter der Bedingung, daß er sein Festkleid verliere, falls es ihm nicht gelänge, den Herrn zu kränken; gelänge es ihm aber, so sollten die anderen Knechte ihm ihre Festkleider abgeben; überdies mußten sie versprechen, Aleb, wenn man ihn in Eisen schlagen wollte, vor dem Herrn zu schützen. Aleb versprach, am andern Morgen den Herrn zu kränken.

Aleb war angestellt als Hüter der Schafhürde, er beaufsichtigte die teuren Zuchtschafe. Als nun am Morgen der gute Herr mit Gästen in die Hürde kam und seine kostbaren Lieblingsschafe zeigte, winkte des Teufels Knecht den Kameraden: Paßt auf, sogleich mache ich den Herrn böse. Alle Knechte hatten sich versammelt, standen an der Thür und blickten über den Zaun. Der Teufel kletterte auf einen Baum und von daher schaut er in die Hürde, wie ihm sein Knecht dienen wird. Der Herr ging in der Hürde umher, zeigte den Gästen die Schafe und Lämmer und wollte ihnen seinen besten Hammel zeigen.

„Auch die anderen Hämmel sind schön," sagte er, „für jenen aber mit den gewundenen Hörnern giebt es keinen Kaufpreis und er ist mir teurer als mein Auge."

Erschreckt durch die Menschen, stürzt die Herde zur Seite, so daß die Gäste den kostbaren Hammel nicht betrachten können; in dem Augenblick indes, wo derselbe abgesondert von den anderen stehen bleibt, jagt des Teufels Knecht, wie aus Versehen, alle Tiere durcheinander — und wieder vermögen die Gäste nicht zu unterscheiden, welches der kostbare Hammel ist. Da sprach der Herr zu Aleb:

„Aleb, lieber Freund, bemühe dich, vorsichtig fange den trefflichen Hammel mit den gewundenen Hörnern ein und halte ihn."

Wie der Herr diese Worte gesagt hatte, sprang Aleb wie ein Löwe mitten unter die Herde, erwischte den kostbaren

Hammel an der Wolle, packte ihn am linken Vorderfuß
riß diesen aufwärts, so daß es knackste; der Hammel b
und sank in die Vorderkniee; wie Aleb ihn am rechten V
derfuß ergriff, schlenkerte und baumelte der linke wie
Peitsche: er war unterhalb des Kniees gebrochen.

Die Gäste sowohl wie die Knechte schrieen auf und
Teufel hatte seine helle Freude, als er sah, wie klug
sich anstellte. In dem Gesicht des Herrn dunkelte es
ließ den Kopf hängen und sagte kein Wort. Auch die G
und die Knechte schwiegen — sie erwarteten, was kom
würde. Der Herr schwieg noch immer, plötzlich aber,
wolle er eine Last von sich werfen, fuhr er zusammen,
den Kopf und blickte zum Himmel. Die Falten auf s
Stirn glätteten sich, mild lächelnd sah er Aleb an und s

„O Aleb, Aleb! Dein Herr gebot dir, mich zu krän
mein Herr aber ist mächtiger als der deinige: du hast
nicht gekränkt, ich aber werde deinen Herrn kränken.
wisse denn, Aleb, daß du keine Strafe durch mich erdu
wirst — du wolltest frei sein und ich gebe dir deine Fre
hier vor den Gästen. Ziehe hin in Frieden und nimm
Festkleid mit."

Und der gute Herr ging mit den Gästen in sein H

Der Teufel aber knirschte mit den Zähnen, stürzte
Baum und versank in die Tiefe.

Das Korn.

Kinder fanden einmal in einer Schlucht ein Ding so groß wie ein Hühnerei, in der Mitte hatte es eine Rinne und sah aus wie ein Korn. Ein Mann, der vorüber fuhr, sah das Ding, kaufte es den Burschen für fünf Kopeken ab, brachte es in die Stadt und verkaufte es dem Zaren als Seltenheit.

Der Zar berief die weisen Leute und gebot ihnen, zu erkunden, was das für ein Ding wäre, ein Ei oder ein Korn. Die Weisen grübelten und grübelten und konnten keine Antwort ergrübeln.

Das Ding lag auf dem Fensterbrett. Ein Huhn kam geflogen, pickte daran, pickte ein Loch. Daß es ein Korn sei, sahen jetzt alle und die Weisen ließen sich vernehmen, das Ding sei ein Roggenkorn.

Der Zar wunderte sich sehr, weshalb er den Weisen gebot, zu erkunden, wo solches Ding gedeihe. Die Weisen grübelten und grübelten und studierten in den Büchern — aber sie fanden nichts. Sie kamen zum Zaren und sagten:

„Wir können keine Antwort geben. In unseren Büchern steht nichts darüber geschrieben; man muß die Bauern fragen, vielleicht hat einer von ihren Alten gehört, wann so ein Korn gesäet wurde."

Der Zar befahl, einen ganz alten Bauer vor ihn zu führen.

Man brachte ihm ein gelbbärtiges zahnloses Männchen, das mühsam auf zwei Krücken herein humpelte.

Der Zar zeigte ihm das Korn. Aber der Alte kann kaum noch sehen, halb sieht er, halb tastet er.

„Kannst du mir nicht sagen, Väterchen, wo so ein K
gedieh?" fragte ihn der Zar. „Hast du vielleicht s
solches Getreide gesäet? oder hast du in deinem Leben
mal so ein Korn gekauft?"

Der Alte war halb taub, nur mit Mühe konnte er hö
nur mit Mühe begreifen. Er gab zur Antwort:

„Nein," sagte er, „auf meinem Feld hab' ich so ein
treide nie nicht gesäet, nie nicht geerntet, nie nicht hab
so ein Getreide gekauft. Kaufte man Getreide, so war
Korn immer klein. Man muß meinen Alten fragen,
leicht kann der sagen, wo so ein Korn wuchs."

Der Zar befahl, den Vater des Alten vor ihn zu füh

Man fand den Vater und brachte ihn zum Zaren.
kam ein Greis auf einer Krücke. Der Zar zeigte ihm
Korn. Die Augen des Alten sind noch gut, er hat es ge
besehen. Der Zar fragte ihn:

„Weißt du nicht, Alterchen, wo so ein Korn ged
hast vielleicht selbst auf deinem Felde solches Getreide
säet? oder hast du in deinem Leben einmal so ein K
gekauft?"

War auch der Alte etwas harthörig, so hörte er
besser als der Sohn.

„Nein," sagte er, „auf meinem Feld hab' ich so ein
treide nie nicht gesäet, nie nicht geerntet; gekauft hab'
auch nie nicht, weil zu meiner Zeit Geld noch gar nich
Gebrauch war. Alle nährten sich vom eigenen Brote
teilten im Notfall miteinander. Wo so ein Korn gewac
weiß ich nicht. Unser Korn war größer und ergiebiger
das jetzige, aber so ein Korn habe ich nie nicht gese
Ich hörte von meinem Alten, daß zu seiner Zeit das
treide besser gedieh als zu meiner Zeit und größer und
giebiger war. Man muß meinen Alten fragen."

Der Zar schickte nach dem Vater des Alten.

Man fand den Großvater und brachte ihn zum Za
Mühelos, ohne Krücken, tritt ein Greis ein, seine A

sind hell und er spricht deutlich. Der Zar zeigte dem Großvater das Korn; derselbe besah es von allen Seiten.

„Lange ist's her," sagte er, „daß ich so ein uraltes Körnchen nicht gesehen habe." Er biß einen Krümel ab, kaute ein bißchen und meinte: „Es ist dasselbe."

„Sage mir, Großväterchen, wann und wo solch ein Korn wuchs. Hast du vielleicht selbst auf deinem Felde solches Getreide gesäet oder irgendwo gekauft?"

Der Alte entgegnete:

„Überall zu meiner Zeit wuchs so ein Getreide, nur mit solchem Korn haben wir uns genährt."

„Ich möchte wissen, Großväterchen, ob du ein solches Korn selbst gesäet oder ob du es gekauft hast."

Der Alte lächelte.

„Zu meiner Zeit," sagte er, „kannte keiner die Sünde, Brot zu verkaufen oder zu kaufen, und vom Gelde wußte man nichts — Brot hatten alle übergenug."

„Wo hast du so ein Korn gesäet, Großväterchen, und wo war dein Feld?"

„Mein Feld war Gottes Erde. Wo ich pflügte, da war mein Feld. Denn frei war der Boden, eigenen Boden kannte man nicht. Sein Eigen nannte man nur seine Arbeit."

„Zwei Fragen sollst du mir noch beantworten," rief der Zar. „Erstens: wie konnte es geschehen, daß früher so ein Korn gedieh und jetzt nicht mehr? Zweitens: wie konnte es geschehen, daß dein Enkel auf zwei Krücken geht, auf einer Krücke dein Sohn, du selbst aber trittst leicht und frei zu mir? Deine Augen sind klar, du hast feste Zähne und deine Rede klingt eben. Warum, sag's mir, Großväterchen, ist dem so?"

„Darum ist es so, weil die Menschen nicht mehr durch eigene Arbeit leben und den Nachbar beneiden. Vordem lebte man nicht so, man lebte gottesfürchtig. Weil man Eigenes besaß, begehrte man nicht fremdes Gut."

Iljaß.

Im Ufa'schen Gouvernement lebte ein Baschkire, m
nannte ihn Iljaß. Iljaß hatte vom Vater keinen Reich
geerbt. Der Vater verheiratete ihn und starb ein J
darauf. Alles Gut Iljaß' bestand damals aus si
Stuten, zwei Kühen und zwei Zehnern Schafe; Iljaß a
verstand zu wirtschaften und zu erwerben; von früh
spät mühten er und seine Frau sich ab, früher als
stand er auf und legte sich später hin — von Jahr
Jahr wuchs sein Reichtum. So hatte Iljaß in steter
beit fünfunddreißig Jahre durchlebt und ein großes V
mögen erworben.

An Pferden besaß er zweihundert Köpfe, hundertu
fünfzig an Rindvieh und tausendundzweihundert Schafe.
Knechte waren auf der Weide, die Mägde melkten St
und Kühe, machten Kumyß, Butter und Käse. Iljaß h
alles in Hülle und Fülle und man beneidete ihn in
ganzen Umgegend. Die Leute sagten: Welch ein glückli
Mensch ist Iljaß, er hat von allem so viel, er braucht
nicht zu sterben. Namhafte Leute suchten seine Bekannts
und verkehrten mit ihm und es kamen Gäste von weit
und Iljaß nahm alle auf und bewirtete sie mit Speise
Trank. Wer es auch sein mochte, für alle war Kum
bereit, für alle Thee und Fischbrühe und Hammelfle
Gäste kommen — gleich wird ein Hammel geschlachtet;
es viele Gäste, so schlachtet man eine Stute.

Iljaß hatte zwei Söhne und eine Tochter. Er v
heiratete die Söhne und die Tochter.

Als Iljaß arm war, arbeiteten die Söhne mit ihm, sie hüteten die Pferde und Schafe. Wie er aber reich wurde, trieben sie Mutwillen, der eine begann zu trinken. Der älteste kam bei einer Schlägerei um und der jüngere, der eine hochfahrende Schwiegermutter hatte, wollte dem Vater nicht mehr Gehorsam leisten — Iljaß mußte ihm seinen Anteil zuweisen.

Iljaß gab ihm Haus und Vieh, wodurch sein eigener Reichtum sich verringerte. Bald darauf befiel seine Schafe eine Krankheit und es kamen viele um. Darauf kam ein Hungerjahr — das Heu war nicht gediehen — es starb viel Vieh im Laufe des Winters. Und die Kirgisen nahmen ihm sein bestes Stück Land ab. Iljaß' Besitz verringerte sich. Er verlor mehr und mehr und seine Kräfte nahmen ab, mit siebzig Jahren kam er dazu, daß er Pelze, Teppiche, Sattelzeug und Kibitken, dann auch das letzte Vieh verkaufen mußte. Er besaß nun nichts mehr und mußte auf seine alten Tage mit der Frau bei fremden Leuten Brot suchen. Nichts blieb ihm als die Kleider am Leibe und seine Frau Schamschemagi. Der Sohn lebte in einer entfernten Gegend, die Tochter war gestorben.

Nachbar Muchamedschach empfand Mitleid mit den beiden Alten. Muchamedschach, ein guter Mensch, war weder arm noch reich und führte ein gleichförmiges Leben. Er erinnerte sich der Gastfreundschaft Iljaß' und sagte zu ihm:

„Lebe bei mir, Iljaß, mit deiner Alten. Im Sommer arbeite deiner Kraft gemäß und im Winter füttere das Vieh, Schamschemagi mag die Stuten melken und Kumyß bereiten. Ich reiche euch Nahrung und Kleidung, sagt mir, was ihr weiter braucht, und ich werde es euch geben."

Iljaß bedankte sich beim Nachbar; und so lebten er und seine Frau als Arbeitsleute bei Muchamedschach. Anfangs ging es schwer, aber nachher gewöhnten sie sich und arbeiteten nach Kräften.

Solche Arbeiter zu haben, geriet Muchamedschach zum

Vorteil. Da die Alten selbst Besitz gehabt hatten, w
sie mit allen Verrichtungen wohlvertraut, sie gingen
müßig und thaten ihr Bestes. Muchamedschach that es
mit eigenen Augen zu sehen, wie so hohe Leute so tie
fallen waren.

Einst kamen zu Machamedschach von fern her Verwa
ein Mulla begleitete sie. Muchamedschach ließ einen Ham
einfangen und schlachten. Iljaß zog dem Hammel das
ab, kochte ihn und schickte ihn den Gästen. Nachdem
Gäste den Hammel gegessen und Thee getrunken ha
erlabten sie sich am Kumyß. Gäste und Wirt sitzen
weichen Kissen, trinken Kumyß aus Tassen und unterh
sich. Als Iljaß mit seiner Arbeit fertig war, ging e
der Thür vorbei. Muchamedschach sah ihn und sagte
seinem Verwandten:

„Sahst du diesen Alten, der eben vorüberging?"

„Ich sah ihn. Aber was ist Besonderes an ihm?"

„Er war der Reichste von allen. Iljaß ist sein Na
Du hast wohl von ihm gehört."

„Gewiß habe ich von ihm gehört. Sein Ruf war
verbreitet."

„Ihm ist nichts übrig geblieben, er lebt bei mir
Arbeiter und seine Frau mit ihm, die melkt die Stute

Der Verwandte wunderte sich darüber, schnalzte mit
Zunge, schüttelte den Kopf und sagte:

„Glück rollt wie ein Rad: den einen hebt's in die H
in die Tiefe schleudert es den anderen. Der Alte hä
sich wohl?"

„Wer kann es wissen? Er lebt still für sich
arbeitet wacker."

Darauf antwortete der Verwandte:

„Kann man mit ihm sprechen? Möchte ihn ausfra
über sein Leben."

„Weshalb nicht? Man kann's," entgegnete der A
und rief aus der Kibitka:

„Großväterchen, komm herein, trinke Kumyß, bringe deine Alte mit."

Iljaß und seine Frau traten ein. Iljaß begrüßte sich mit den Gästen und dem Wirt, las ein Gebet und hockte an der Thür nieder; seine Frau ging hinter den Vorhang und setzte sich zu der Wirtin.

Man reichte Iljaß eine Tasse Kumyß, er verneigte sich, trank ein wenig ab und stellte die Tasse hin.

„Wie ist's, Großväterchen?" begann der Verwandte. „Es ist dir wohl traurig, indem du uns ansiehst, dich deines früheren Lebens zu erinnern, wie du im Glücke warst und wie du jetzt in Armut lebst."

Lächelnd sagte Iljaß:

„Wenn ich zu dir spreche von Glück und Unglück, wirst du's nicht glauben. Frage lieber meine Alte: was ein Weib auf dem Herzen hat, hat sie auch auf der Zunge. Sie wird dir die ganze Wahrheit sagen."

Und der Gast sprach hinüber:

„Sage mir, Großmütterchen, wie du denkst über das frühere Glück und das jetzige Unglück."

Schamschemagi hinter dem Vorhang sagte:

„So denke ich: Fünfzig Jahre lebte ich mit dem Alten, wir suchten Glück und fanden es nicht; und erst jetzt, seit mehr als einem Jahre, als uns nichts übrig geblieben war und wir als Arbeiter leben, haben wir das wahre Glück gefunden und brauchen kein anderes."

Über diese Worte erstaunte der Verwandte, auch der Herr erstaunte, er warf den Vorhang zurück, um die Alte anzusehen. Und die Alte steht da, die Arme gekreuzt, lächelt, sieht ihren Alten an, und auch der Alte lächelt. Die Alte sagt noch einmal:

„Wahr spreche ich, ich scherze nicht: während eines halben Jahrhunderts suchten wir Glück und fanden es nicht, so lange wir reich waren; jetzt ist uns nichts übrig geblieben, wir suchen unser Brot bei Fremden — so fanden wir Glück."

„Worin besteht euer jetziges Glück?"

„Als wir reich waren, hatten wir keine Stunde R
konnten uns nicht aussprechen, an die Seele denken,
Gott beten. Wie viele Sorgen hatten wir! Gäste ka
und mit ihnen die Sorge: womit sie bewirten, woml
beschenken, daß sie keine böse Nachrede halten? Wen
fortgefahren sind, sehen wir nach den Knechten — sie l
zu ruhen, wohlschmeckender zu essen — wir aber suchen
Unserige zusammenzuhalten — und so sündigen wir.
haben Sorge, daß der Wolf nicht ein Füllen oder ein K
zerreiße, daß Diebe uns nicht berauben. Legt man sich
der, kann man vor Sorge nicht schlafen, daß die S
die Lämmer nicht zerdrücken; mitten in der Nacht steht
auf; kaum hat man sich beruhigt, naht wieder die S
wie man sich mit Futter für den Winter versorgen
Aber nicht das allein — auch zwischen uns war keine
tracht. Er sagt, so muß man es machen; so muß ma
machen, sage ich — es giebt Sünde und Zank. S
folgte der Sorge, Sünde der Sünde — wir sahen k
glückliche Stunde."

„Und jetzt?"

„Stehen wir auf, so unterhalten wir uns in
und Eintracht, zu streiten haben wir über nichts,
nichts haben wir uns Sorge zu machen — wir haben
eine Sorge, dem Herrn zu dienen; und so arbeiten
unserer Kraft gemäß, mit Lust, daß der Herr keinen
lust erleide, sondern Gewinn habe. Wenn wir von
Arbeit kommen, ist das Mittagbrot bereit, das Abend
ist bereit, auch an Kumyß fehlt es nicht. Ist es kalt,
wärmen wir uns am Ofen, ziehen den Pelz an.
haben wir Zeit, uns auszusprechen, an die Seele zu den
zu Gott zu beten. Fünfzig Jahre lang suchten wir Gl
jetzt erst haben wir's gefunden."

Die Gäste lachten.

Iljaß aber sagte:

„Lacht nicht, Brüder, es handelt sich nicht um einen Scherz, sondern um das menschliche Leben. Narren waren wir, die Alte und ich, daß wir um den Verlust unseres Reichtums weinten. Jetzt aber hat Gott uns die Wahrheit gezeigt; nicht zu unserer Belustigung, sondern euch zum Heil, haben wir sie euch entdeckt."

„Das ist eine kluge Rede," bestätigte der Mulla. Wahrheit hat Iljaß gesprochen. So steht es auch in der Schrift."

Die Gäste lachten nicht mehr und wurden nachdenklich.

Die beiden Alten.

1.

Zwei Alte hatten gelobt, nach Jerusalem zu pil
Der eine von ihnen war ein wohlhabender Bauer;
nannte ihn Jefim Taraßitsch Schewelew. Jelißej Bod
der andere, hatte nur geringen Besitz.

Jefim war ein ehrbarer Bauer, trank keinen Sch
rauchte und schnupfte keinen Tabak, schimpfte nie
Mitmenschen und hielt sich in allen Dingen brav und st
Zum Starosten gewählt, führte er zweimal sein Amt
aller Ehrlichkeit. Er hatte zwei Söhne und einen
heirateten Enkel, und alle lebten zusammen. Er war
gesundem Aussehen, erst in seinem siebenten Jahrzehnt
gann ihm der Bart zu ergrauen.

Jelißej, ein altes Männchen, weder reich noch arm,
sich vordem als Zimmermann verdingt; als er alt ge
den, lebte er zu Hause und züchtete Bienen. Ein S
arbeitete außerhalb, der andere lebte beim Vater. Je
war gutmütig und heiter. Gelegentlich trank er se
Schnaps, schnupfte und liebte Lieder zu singen. Abe
war ein stiller Mensch, lebte friedlich mit den Seinigen
mit den Nachbarn. Klein von Wuchs, schwärzlich mit
locktem Bärtchen, hatte er wie sein Heiliger, der Pro
Elisa, eine Glatze um den ganzen Kopf.

Seit lange hatten sie es gelobt und sich verabredet,
sammen zu gehen, immer fehlte es Taraßitsch an Zeit
eine Sache fertig, gleich muß die andere angefangen wer
bald verheiratet er den Enkel, bald erwartet er den

Ableistung seiner Militärpflicht heimkehrenden jüngsten Sohn, und jetzt war sein Haus im Bau.

Einst an einem Feiertage kamen die beiden Alten zusammen und setzten sich auf das Bauholz.

„Wann, Gevatter,“ begann Jelißej, werden wir unser Gelübde erfüllen?“

Jefim runzelte die Stirn.

„Man muß noch warten,“ meinte er. „Es ist für mich ein schwieriges Jahr. Habe das Haus angefangen zu bauen, ich dachte: ein bißchen über hundert Rubel werden draufgehen; und nun bin ich schon beim dritten Hundert und es steht noch nicht fertig. Vor dem Sommer werde ich nicht abkommen können. Im Sommer aber, so Gott will, machen wir uns auf die Reise.“

„Ich bin nun dafür, daß gar nichts zu verschieben ist. Man muß jetzt gehen. Wir haben Frühling, das ist die rechte Zeit.“

„Mag's die rechte Zeit sein, Gevatter. Die Arbeit ist aber einmal im Gange — soll man sie beiseite werfen?“

„Als ob du niemand hättest! Dein Sohn wird alle Arbeit thun.“

„Wie wird der alle Arbeit thun! Mein Ältester ist unzuverlässig, haut manchmal über die Schnur!

„Wenn wir tot sind, Gevatter, wird man auch ohne uns auskommen. Dein Sohn muß lernen.“

„'S ist wohl richtig. Ich aber möchte alles unter meinen Augen zu stande bringen.“

„Eh, lieber Mensch, nie wird man mit aller Arbeit fertig. Da neulich waschen bei mir die Frauen, räumen auf zum Feiertage. Dies und jenes ist nötig, können alle Arbeit nicht fertig bringen. Die älteste Schwiegertochter, ein kluges Weib, sagt nun: Gott sei Dank, es kommt der Feiertag, er wartet nicht auf uns. Sonst, sagt sie, würden wir, wie viel wir auch schafften, doch nicht fertig werden.“

Taraßitsch wurde nachdenklich.

„Viel Geld habe ich für den Bau verwendet: und di
Reise kann man auch nicht mit leeren Händen antret
Kein kleines Geld — hundert Rubel."

Jelißej lachte.

„Sündige nicht, Gevatter. Dein Vermögen ist zehn
so groß wie das meinige und du sprichst vom Gelde. S
nur, wann wir gehen. Ich habe kein Geld frei, aber
Reise werde ich es haben."

Auch Taraßitsch lächelte.

„Sag' mal an, als was für einen reichen Mann du
hinstellst. Wo wirst du denn das Geld hernehmen?"

„Werde zu Hause zusammenkratzen — werde es irge
wie schaffen — zehn Bienenstöcke trete ich dem Nachbar
er bittet schon lange darum."

„Nachher, wenn der Schwarm gut ist, wirst du's
dauern."

„Bedauern? Nein, Gevatter! Habe im Leben ni
bedauert als meine Sünden. Es giebt nichts Teureres
die Seele."

„Da hast du recht, aber es kann auch nicht gut s
wenn im Hause nicht alles in Ordnung ist."

„Ist's aber auf unserer Seele nicht in Ordnung, d
wird's noch schlimmer sein. Wir haben es gelobt — wo
wir gehen."

2.

Jelißej beredete den Genossen. Jefim dachte und da
am Morgen kommt er zu Jelißej.

„Wollen wir gehen," sagte er. „Du hast recht.
Tod wie Leben waltet Gottes Wille. So lange die K
reicht, muß man gehen."

In einer Woche waren sie reisefertig.

Taraßitsch hatte Geld zu Hause. Er nahm sich hund
undneunzig Rubel auf den Weg, zweihundert ließ er
Alten nach.

Auch Jelißej hatte sich fertig gemacht. Zehn Bienenstöcke samt der Zuzucht waren für siebzig Rubel dem Nachbar überlassen worden; dreißig Rubel fegte er im Hause zusammen: die Alte gab ihm ihr Letztes, das sie für ihre Beerdigung aufgespart hatte, auch die Schwiegertochter gab, was sie besaß.

Alle Arbeiten hatte Jefim Taraßitsch seinem ältesten Sohne anvertraut: wo und wie viel Heu zu schaffen wäre, wohin man den Dünger führen, wie man das Haus fertigstellen und bedecken sollte. Jede Sache hatte er überlegt und alles angeordnet.

Jelißej trug nur der Alten auf, die junge Brut in den verkauften Bienenstöcken besonders zu setzen und an den Nachbar ohne Übervorteilung abzuliefern. Von den häuslichen Geschäften fing er gar nicht zu reden an: sie wird ja selbst sehen, was und wie es zu machen ist.

Man backte Fladen, man nähte Säcke und schnitt neue Fußlappen, sie zogen neue Bauernschuhe an, nahmen zum Vorrat Bastschuhe und gingen. Die Ihrigen begleiteten sie ein Stück Weges und verabschiedeten sich.

Jelißej war heiteren Mutes; als das Dorf hinter ihm lag, vergaß er alle Geschäfte. Er dachte nur daran, wie er es dem Gefährten recht machen, keinem ein grobes Wort sagen, in Frieden und Eintracht zum Ziele kommen und dann nach Hause zurückkehren sollte. Entweder flüstert er im Gehen ein Gebet oder sagt ein Stück aus dem Leben der Heiligen auf. Treffen sie auf dem Wege mit irgendeinem Menschen zusammen oder kommen sie in das Nachtlager — mit jedem sucht er freundlich zu verkehren und ihm ein herzliches Wort zu sagen. Er geht — und freut sich. Eins konnte Jelißej nicht entbehren: er wollte nicht mehr schnupfen, weshalb er die Dose aus Birkenrinde zu Hause gelassen hatte; aber es fehlte ihm etwas. Unterwegs erhielt er ein wenig Tabak zum Geschenk; von Zeit zu Zeit

bleibt er hinter dem Genossen zurück, um ihn nich
Sünde zu verleiten, und schnupft.

Auch Jefim Taraßitsch schreitet gut, er thut
Schlimmes und spricht nichts Nichtiges; aber es fehl
die Leichtigkeit auf der Seele. Die Sorge um das
wesen kommt ihm nicht aus dem Kopf. Immer den
was jetzt wohl zu Hause geschieht; ob er nicht ver
hat, etwas dem Sohne zu sagen, ob der Sohn auch
recht thun wird. Sieht er unterwegs, daß man Kart
säet oder Mist fährt, immer muß er an sein Haus
und an seinen Sohn denken. Es kitzelte ihn, umzu
— gern hätte er Anweisung gegeben und selber angeg

3.

Die Alten gingen bereits fünf Wochen, hatten die
bastschuhe zertragen und mußten sich neue kaufen; u
kamen zu den Kleinrussen. Bisher hatten sie jed
für Nachtlager und Mittagbrot gezahlt. Bei den
russen hingegen überboten sich die Leute, sie aufzune
behielten sie zur Nacht, gaben ihnen zu essen und n
kein Geld von ihnen, legten ihnen für den Weg
und auch Fladen in den Sack. So hatten die Alte
guten siebenhundert Werst zurückgelegt, waren noch
ein Gouvernement gegangen und kamen in eine von
ernte heimgesuchte Gegend. Die Leute nahmen sie zwa
und ließen sich kein Geld für das Nachtlager zahlen,
reichten ihnen nichts zu essen. Nicht einmal Brot g
überall, manchmal war es für Geld nicht zu bekom
Im vorigen Jahr, erzählte das Volk, war nichts ged
Die Reichen waren ruiniert, hatten alles verkaufen m
die sonst leidlich lebten, verarmten völlig; und die
sind entweder fortgezogen oder betteln oder schlage
irgendwie im Hause durch — im Winter aßen sie
und Melde.

Die Alten nächtigten einst in einem Flecken, kauft

fünfzehn Pfund Brot und machten sich vor dem Morgenrot auf, um vor der Hitze fortzukommen. An zehn Werst waren sie gegangen, als sie an ein Flüßchen kamen; sie ließen sich nieder, schöpften Wasser in ein Näpfchen, brockten Brot hinein, aßen und wechselten die Fußlappen. Jelißej holte seine Dose hervor, worüber Jefim Taraßitsch den Kopf schüttelte.

„Weshalb solchen Unrat nicht fortwerfen?"

Jelißej wehrte mit der Hand ab.

„Die Sünde hat mich überwältigt," sagte er. „Was ist da zu machen?"

Nachdem sie sich erholt hatten, gingen sie weiter. Als sie noch etwa zehn Werst zurückgelegt hatten, gingen sie durch ein großes Dorf. Es wurde heiß. Jelißej fühlte sich ganz abgemattet, er wollte sich ausruhen und trinken, aber Taraßitsch ging weiter. Taraßitsch ist im Gehen fester und es wurde Jelißej schwer, sich ihm nachzuschleppen.

„Hätte gern getrunken," stöhnte er.

„Trinke doch. Ich mag nicht."

Jelißej blieb stehen.

„Warte nicht auf mich. Ich gehe nur in die Hütte, um zu trinken. Schnell hole ich dich ein."

„Gut."

Und Jefim Taraßitsch ging allein auf dem Wege. Jelißej schritt auf die Hütte zu.

Die Hütte ist klein, unten schwarz gestrichen, oben weiß, aber die Lehmfarbe hat sich schon ganz abgeschält. Der Eingang ist vom Hofe. Jelißej tritt in den Hof, er sieht einen bartlosen mageren Menschen liegen, das Hemd in die Hose gesteckt, wie es bei den Kleinrussen üblich ist. Der Mensch hatte sich wohl in die Kühle gelegt, aber die Sonne schien gerade auf ihn und er liegt und schläft nicht. Jelißej ruft ihn an und bittet um Wasser, aber der Mensch antwortet nicht. Der ist krank oder unfreundlich, denkt Jelißej und

geht zur Thür. In der Hütte hört er zwei Kinder wein
Er klopft.

„Wirtsleute!"

Man antwortet ihm nicht. Er klopft zum zweitenm

„Christen!"

Man rührt sich nicht.

„Knechte Gottes!"

Man antwortet nicht. Jelißej wollte fortgehen, h
aber jemand hinter der Thür ächzen. Ist ein Unglück
den Leuten geschehen? Man muß nachsehen. Und Jel
ging in die Hütte.

4.

Sie war nicht verschlossen. Jelißej ging durch
Hausflur und trat in die Stube. Links ist der O
rechts, im Vorderwinkel, steht der Heiligenschrein und
Tisch, hinter dem Tisch steht die Bank. Auf der B
nur mit einem Hemde bekleidet, sitzt eine Alte, ihr
lehnt auf dem Tisch. Neben sich hat sie einen mag
Jungen, er sieht wie aus Wachs aus, der Leib ist dick
er zupft die Alte am Ärmel, weint und bittet. Eine sch
Luft ist in der Hütte. Jelißej sieht: hinter dem Ofen
Verschlage liegt ein Weib.

Als sie den fremden Mann sah, hob die Alte
Kopf auf.

„Was brauchst du?" fragte sie kleinrussisch. „
brauchst du? Wir haben nichts, Mensch."

Jelißej verstand, was sie sagte, und trat näher.

„Ich bin gekommen, um zu trinken, Magd Gott
sagte er.

„Niemand ist da, um Wasser zu holen. Bei un
auch nichts zu nehmen. Geh' du selbst."

„Ist denn kein Gesunder bei euch, um nach der
aufzuräumen?"

„Keiner. Der Mann stirbt auf dem Hof und wir h

Der Knabe war still geworden, als er den Fremden sah. Wie jedoch die Alte zu sprechen begann, ergriff er sie wieder am Ärmel und flehte:

„Brot, Großmutter! gieb Brot!"

Und wieder begann er zu weinen.

Eben wollte Jelißej die Alte weiter fragen, als der Bauer sich in die Hütte schob; er tappte sich an der Wand weiter, wollte sich auf die Bank setzen, traf aber nicht und fiel auf die Erde. Er erhob sich nicht und stammelte — ein Wort bringt er hervor, holt Atem, dann ein anderes.

„Die Krankheit," sagt er, „hat uns befallen . . . und wir sind hungrig. Da . . . stirbt vor Hunger . . ."

Er zeigt auf den Knaben und weint.

Jelißej wirft den Sack von der Schulter auf die Bank, bindet ihn auf, holt Brot und das Messer heraus, schneidet eine Scheibe ab und reicht sie dem Bauer. Der Bauer nahm das Brot nicht, zeigte aber auf den Knaben. Der hatte schon beide Händchen ausgestreckt — und mit beiden Händchen griff er zu und fuhr mit dem ganzen Gesicht in die Scheibe. Vom Ofen kroch ein Mädchen herunter und starrte auf das Brot. Auch der Kleinen gab Jelißej. Er schnitt noch eine Scheibe ab und gab sie der Alten; auch die Alte nahm das Brot und kaute.

„Man müßte Wasser holen," sagte sie. „Der Mund ist ihnen ganz eingetrocknet. Ich wollte — gestern oder heut, ich weiß es nicht mehr — Wasser schöpfen; heraufgezogen hab' ich's; aber ich konnte es nicht schleppen — es goß sich aus — und ich fiel. Mit Mühe kroch ich nach Hause. Auch der Eimer ist da geblieben — wenn ihn niemand genommen hat."

Jelißej fragte nach dem Brunnen. Die Alte wies ihn an. Er ging hinaus, fand den Eimer, brachte Wasser und gab den Menschen zu trinken. Die Kinder aßen noch Brot, tranken Wasser, auch die Alte aß, aber der Mann wollte nicht essen.

„Ich kann nicht, es widersteht mir," sagte er.

Das Weib im Verschlage warf sich noch immer hin u
her. Jelissej ging ins Dorf, kaufte Hirse, Salz, Mehl,
suchte das Beil auf, hackte Holz und heizte den Ofen. D
Mädchen half ihm. Er kochte eine Suppe und Grütze,
gab den Leuten zu essen.

5.

Der Bauer aß ein wenig, die Alte aß. Das Mädc
und der Knabe leckten den ganzen Napf aus und legten
umschlungen schlafen.

Der Bauer und die Alte erzählten, wie sich alles
ihnen begeben hatte.

„Wir lebten auch bis dahin kärglich," sagten sie. „l
nun ist nichts gediehen. Vom Herbst an begannen wir a
zuessen, was da war. Als wir alles aufgezehrt hat
fragten wir bei Nachbarn und guten Leuten. Erst ga
sie, dann schlugen sie die Bitte ab. Manche wären w
bereit, zu geben — aber sie haben selbst nichts. Und da
schämten wir uns zu fragen; allen waren wir schuldig: G
und Mehl und Brot."

„Ich suchte Arbeit," erzählte der Mann. „Aber es g
keine Arbeit. Überall bieten sich die Leute für das tägl
Brot zur Arbeit an. Einen Tag arbeitest du und z
Tage gehst du und suchst Arbeit. Die Alte machte sich
dem Mädchen auf, sie gingen betteln. Ein geringes Almo
— keiner hat Brot. Immerhin nährten wir uns irge
wie, bis zur neuen Frucht dachten wir uns durchzuschlag
Aber vom Frühjahr ab hat man aufgehört, Almosen
geben, und da hat die Krankheit uns befallen. Es wu
ganz schlecht. Einen Tag aßen wir, und zwei Tage ni
Wir fingen an, Gras zu essen. War's vom Grase o
kam es sonst irgendwie, mein Weib befiel die Krankh
Sie legte sich, auch ich habe keine Kraft. Und nichts ist
daß wir uns erholen könnten."

„Ich allein,“ ergänzte die Alte, „hielt mich aufrecht, aber ohne Nahrung habe ich meine Kräfte ausgegeben, ich bin ganz geschwächt. Auch die Kleine ist geschwächt, und schüchtern ist sie geworden. Man schickt sie zu den Nachbarn, sie will nicht gehen --- verkriecht sich in die Ecke und geht nicht. Vorgestern kam die Nachbarin, wie sie aber die Hungrigen und die Kranke sah, ging sie schnell wieder fort. Bei ihr selbst ist's schlimm: der Mann ist fortgegangen und sie hat nichts, die kleinen Kinder zu füttern. So lagen wir und erwarteten den Tod.“

Wie Jelißej diese Reden hörte, veränderte er seinen Entschluß, an demselben Tage den Gefährten einzuholen. Er blieb zur Nacht. Als er am anderen Morgen aufgestanden war, nahm er die Arbeit im Hause vor, als ob er selbst der Besitzer wäre. Mit der Alten rührte er Teig ein und heizte zum Backen den Ofen; in Begleitung des Mädchens ging er zu den Nachbarn, um das Nötigste für die Wirtschaft zu leihen — denn es fehlte alles, die nötigsten Geräte, die nötigste Kleidung waren fortgeschafft worden. Und Jelißej schaffte an, was sich nicht entbehren ließ, manches machte er selbst, manches kaufte er. So blieb er einen Tag, blieb auch den anderen, blieb den dritten Tag. Der Kleine erholte sich, spielte auf der Bank und schmeichelte sich an Jelißej. Und das Mädchen wurde ganz heiter und war in allen Dingen ihm zur Hand. Immer ist sie um Jelißej: Großvater! Großväterchen! Die Alte erholte sich gleichfalls und ging zur Nachbarin. Auch der Bauer hielt sich aufrecht und schleppte sich an der Wand weiter. Nur das Weib lag noch im Verschlage, aber auch sie kam am dritten Tage zu sich, aß und fragte. Ich dachte nicht, so viel Zeit zu versäumen, meint Jelißej, jetzt will ich gehen.

6.

Am vierten Tage begann die Zeit nach den Petersfasten, und Jelißej denkt: will mit den Leuten essen und ihnen

etwas für den Feiertag kaufen. Gegen Abend gehe ich.
ging wieder in das Dorf, kaufte Milch, Weizenmehl,
Es wurde gekocht und gebacken. Am Morgen ging Je
zur Messe, kam zurück und aß mit den Leuten. An di
Tage stand auch das Weib auf, es konnte langsam g
Und der Bauer rasierte sich, zog ein reines Hemd an
Alte hatte es ihm ausgewaschen, und ging in das
zum reichen Bauern, um ihn gnädig zu stimmen.
schlag und Ackerfeld waren bei dem Bauer versetzt.
ging er denn, zu bitten, ob er ihm nicht bis zur n
Frucht Heuschlag und Ackerfeld zurückgeben wollte. Tr
kehrte der Bauer abends heim und weinte. Der R
wollte von Gnade nichts wissen, er sagte: Bringe
Geld.

Wieder wurde Jelißej nachdenklich. Wie sollen sie
leben? denkt er. Die anderen werden mähen — un
haben nichts: der Heuschlag ist verpfändet. Der Re
wird zur Reife kommen — und andere bringen ihn ei
er ist gut gediehen — sie aber haben nichts zu erwa
ihre Deßjatine ist dem reichen Bauer verfallen. Geh
fort, so kommen sie wieder herunter. Und Jelißejs
danken waren geteilt und er ging nicht am Abend und
es bis zum Morgen. Er ging auf den Hof, um zu schl
Er betete, legte sich nieder, vermochte aber nicht einzuschl
gehen muß er — viel Zeit und Geld hat er schon vert
— und die Leute thun ihm leid. Aber man kann nicht
helfen. Ich wollte ihnen ja nur Wasser holen und
Scheibe Brot reichen, und es ist viel mehr geworden.
kaufe ihnen Heuschlag und Acker aus, und hast du den
ausgelöst, so mußt du auch den Kindern eine Kuh ka
und dem Bauer ein Pferd, um die Garben einzubrin
Hast dich ganz verwickelt, Bruder Jelißej Kusmitsch.
jetzt tappst du hin und her, weißt nicht rechts noch l
Er erhob sich, faltete den Kaftan auseinander, auf wel
sein Kopf gelegen, holte sich die Dose und schnupfte —

Schnupfen sollte ihm die Gedanken klären, was aber nicht geschah. So viel er auch dachte, er dachte nichts Rechtes aus. Gehen muß er, und die Leute thun ihm leid. Was er beginnen soll, weiß er nicht. Er legt sich wieder hin, den zusammengerollten Kaftan unter dem Kopf. Er lag und lag — schon hatten die Hähne gekräht — endlich druselte er ein. Plötzlich ist's ihm, als habe ihn jemand geweckt: er sieht sich selbst, reisefertig mit Sack und Stab, er will durch die Pforte gehen und die Pforte ist nur so weit aufgelassen, daß er sich durchzwängen muß. Und er zwängt sich durch die Pforte, hakt an einer Seite mit dem Sack an, und wie er sich losmachen will, hakt er an der anderen Seite mit dem Fußlappen an, und der Fußlappen bindet sich auf. Er giebt sich Mühe, freizukommen — aber siehe, es ist nicht das Geflecht, das ihn aufhält, sondern das Mädchen, das ihn hält und ruft: Großvater! Großväterchen! gieb Brot! Er blickt auf seinen Fuß: an dem Fußlappen hält ihn der Kleine. Aus dem Fenster schauen die Alte und der Bauer. Jelißej wachte auf und sprach laut zu sich selbst: Morgen werde ich Acker und Heuschlag auslösen, werde ein Pferd kaufen und für die Kinder eine Kuh. Gehst du übers Meer, Christus zu suchen, so kannst du ihn in dir selbst verlieren: den Leuten muß geholfen werden! Und Jelißej schlief bis zum Morgen, wachte früh auf und ging zu dem reichen Bauer, er kaufte den Acker aus und gab auch das Geld für den Heuschlag. Er erstand eine Sense — sogar die Sense hatten sie verkauft! — und brachte sie dem Bauer. Er hieß ihn sogleich mähen. Und er selbst ging im Dorfe umher und erhandelte bei dem Schenkwirt ein Pferd und einen Wagen. Darauf machte er sich weiter auf, um eine Kuh zu kaufen. Wie er die Straße entlang geht, holt er zwei Bäuerinnen ein. Sie gehen vor ihm und unterhalten sich. Und er hört, daß sie über ihn sprechen.

„Anfangs," sagte das eine Weib, „begriff sie gar nicht,

was das für ein Mensch ist, sie hielt ihn für einen gewöhnlichen Pilger. Er kam, um zu trinken, und blieb da. Alles hat er ihnen gekauft, sagen sie. Ich hab's selbst gesehen, wie er heut beim Schenkwirt Pferd und Wagen erstand. Giebt's doch auf der Welt solche Menschen! Will hin, um nachzuschauen."

Wie Jelißej merkte, daß man ihn lobte, beschloß er, die Kuh lieber nicht zu kaufen. Er kehrte zu dem Schenkwirt zurück, erlegte den Kaufpreis, spannte das Pferd vor den Wagen und fuhr zur Hütte. Er kam an die Pforte, hielt an und stieg ab. Die Leute sahen das Pferd und wunderten sich. Und sie vermuteten, daß er dasselbe für sie gekauft, wagten es indes nicht zu sagen. Der Bauer trat heraus, um die Pforte aufzumachen.

„Woher hast du das Pferd, Großväterchen?" fragte er.

„Hab's gekauft, erstand's billig. Mähe ihm Gras zur Nacht."

Der Bauer spannte aus, mähte eine Tracht Gras und that sie in die Krippe. Man legte sich schlafen. Jelißej legte sich draußen nieder, wohin er auch seinen Sack gebracht hatte. Als es in der Hütte still war, erhob er sich, zog sich Schuhwerk und Kaftan an und ging auf den Weg Jefim nach.

7.

Jelißej war fünf Werst gegangen, es begann zu tagen. Er setzte sich unter einen Baum, um sein Geld zu zählen. Es blieben ihm siebzehn Rubel und zwanzig Kopeken. Nu, denkt er, mit diesem Gelde kommst du nicht übers Meer; und in Christi Namen dazu zu betteln, das möchte für mich eine größere Sünde sein. Gevatter Jefim wird auch allein hinkommen und für mich ein Licht aufstellen. Und auf mir wird das Gelöbnis bis zum Tode lasten. Der Meister ist gütig und wird Geduld haben.

Jelißej stand auf, warf den Sack über und ging zurück.

Damit er von den Menschen nicht erspäht würde, umging er das Dorf. Und bald erreichte er sein Heim. Als er mit Jefim gegangen war, wie schien ihm der Weg so schwer! Manchmal ging's fast über seine Kräfte, als er sich hinter dem Gefährten schleppte. Als er aber zurück ging, gab es ihm Gott, daß er keine Müdigkeit spürte. Er geht spielend, setzt leicht den Stab ein, an siebzig Werst macht er am Tage.

Jelißej kam nach Hause. Die Ernte war bereits eingebracht. Die Seinigen freuten sich über die Rückkehr ihres Alten. Sie fragten ihn aus: wie und was, warum er sich vom Genossen getrennt, warum er, ohne das Ziel erreicht zu haben, nach Hause gekommen.

„Gott hat's nicht gewollt, verlor unterwegs das Geld und kam vom Genossen ab. So konnte ich denn nicht weiter. Verzeiht mir um Christi willen."

Und er gab der Alten das übriggebliebene Geld und fragte nach den häuslichen Angelegenheiten. Alles fand sich in Ordnung, nichts war vernachlässigt, sie hatten in Frieden und Eintracht gelebt.

Jefims Familie erfuhr am selben Tage von seiner Ankunft und fragte nach ihrem Alten.

„Euer Alter ist wohlgemut gegangen, drei Tage vor Sankt Peter kamen wir auseinander, ich wollte ihn einholen, aber mir ging manches quer: habe mein Geld verloren. Wie sollte ich weiterkommen? Da kehrte ich um."

Die Leute wunderten sich, daß ein so kluger Mann sich so dumm hatte benehmen können — war gegangen und nicht angekommen, nur Geld hatte er verthan. Sie wunderten sich darüber und dann vergaßen sie es. Auch Jelißej dachte nicht weiter darüber, rüstig griff er seine Arbeit an: schaffte mit Hilfe des Sohnes das Holz für den Winter herbei, drosch mit den Weibern, deckte die Scheuer und besorgte die Bienenstöcke. Zehn Stöcke samt der Zuzucht gab er dem Nachbar. Die Alte wollte wegen der Zuzucht nicht recht

mit der Sprache heraus, Jelissej aber wußte, was dem N
bar zukam: statt zehn siebzehn Stöcke. Als alles ber
war, schickte er den Sohn auf Arbeit. Er selbst machte
an seine Winterarbeit: flocht Bastschuhe und höhlte Bie
stöcke aus.

8.

Den ganzen Tag, als Jelissej in der Hütte bei
kranken Leuten blieb, erwartete ihn Jefim. Er war
ein wenig gegangen und hatte sich dann gesetzt, wart
wartete, schlief ein, wachte auf, saß noch eine Weile —
Gefährte ist nicht da. Jefim guckt sich die Augen a
Schon ist die Sonne hinter dem Baum verschwunden
Jelissej ist nicht da. Ob er nicht vorüber ging? denkt
Oder er fuhr vorbei — jemand hat ihn auf dem Wa
mitgenommen — während ich schlief, und bemerkte n
nicht. Aber er müßte mich doch gesehen haben. In
Steppe läßt sich's weit sehen. Ich könnte zurück geh
aber vielleicht geht er inzwischen vorwärts. Wir verseh
uns — und dann ist's noch schlechter. Besser ich gehe v
wärts, in der Herberge treffen wir zusammen.

Als er ins Dorf kam, bat er den Schulzengehilfen, we
ein altes Männchen einträfe, dasselbe in die Hütte zu führ
wo er zur Nacht blieb. Jelissej aber kam nicht. Jefim se
seinen Weg fort, fragte alle, ob sie nicht einen kahlköpfi
Alten gesehen hätten. Keiner hatte ihn gesehen. Jef
wunderte sich und ging allein. Wir treffen zusammen, de
er, irgendwo in Odessa oder auf dem Schiff. Und er dac
nicht mehr darüber.

Unterwegs traf er mit einem Pilger zusammen. D
Pilger trug Käppchen und Kutte, sein Haar war la
Den Berg Athos hatte er besucht und jetzt ging er z
zweitenmale nach Jerusalem. Sie waren in der Herber
zusammen gekommen, ließen sich in ein Gespräch ein u
gingen gemeinsam.

Wohlbehalten langten sie in Odessa an und warteten drei Tage auf Abgang des Schiffes. Mit ihnen warteten viele Pilger aus verschiedenen Gegenden. Wieder forschte Jefim nach Jelißej — keiner hatte ihn gesehen.

Der Pilger belehrte Jefim, wie man es anzustellen habe, unentgeltlich auf dem Schiff überzufahren. Jefim aber hörte nicht auf ihn.

„Ich will lieber das Geld abgeben," sagte er. „Dazu habe ich es mitgenommen."

Für die Fahrt hin und zurück zahlte er vierzig Rubel, kaufte sich Brot und Heringe für die Reise und bestieg mit dem Pilger das Schiff. Die Anker wurden gelichtet. Am ersten Tage ging die Reise vortrefflich, gegen Abend jedoch erhob sich ein Wind, es regnete, das Schiff schaukelte und wurde von Wellen überflutet. Die Männer schimpften, die Weiber schrieen; schwächere Männer liefen hin und her und suchten sich Platz. Auch über Jefim kam Angst, aber er ließ es sich nicht anmerken: wie er sich beim Betreten des Schiffes auf den Boden gesetzt hatte, neben alten Leuten aus dem Tambowschen Gouvernement, so saß er die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag; sie hielten ihre Säcke fest und sagten nichts. Am dritten Tage wurde es still. Am fünften Tage landete man in Konstantinopel. Einige Pilger ließen sich an das Ufer setzen und gingen in die Sophienkirche, welche jetzt die Türken besitzen. Taraßitsch war auf dem Schiff geblieben. Nach vierundzwanzig Stunden fuhr man weiter, legte bei der Stadt Smyrna an, bei der Stadt Alexandria, und kam wohlbehalten bis zur Stadt Jaffa. In Jaffa wurden die Pilger ausgeschifft: noch blieb ein Marsch von siebzig Werst bis Jerusalem. Bei der Ausschiffung drängten sich die vielen Menschen auf dem Schiff zusammen. Das Schiff ist hoch, und vom Schiff herunter in das Boot läßt man die Menge; und das Boot schaukelt; jeden Augenblick kann ein Mensch ins Wasser fallen. Zwei Menschen wurden durchnäßt, doch kamen alle wohlbehalten

ans Land. Sie gingen zu Fuß und gelangten am vie
Tage nach Jerusalem. Sie blieben vor dem Thore
russischen Hospiz, nahmen ihre Erlaubnisscheine, aße
Mittag und machten sich auf nach den heiligen Stä
In die Grabkapelle des Herrn fanden sie noch keinen
laß. Zur Frühmesse gingen sie in das Patriarchenkl
beteten und stellten Lichte. Von außen betrachteten sie
Tempel der Auferstehung, welcher den Sarg des H
birgt; derselbe ist so verbaut, daß man ihn schwer s
kann. Am ersten Tage besuchten sie nur die Zelle
ägyptischen Maria, wo sie Seelenheil suchte. Sie ste
Lichte und ließen ein Dankgebet lesen. Zeitig wollten
die Messe besuchen am Grabe des Herrn, aber es war
reits zu spät. Sie gingen in das Kloster Abrahams
sahen die Stätte, wo Abraham seinen Sohn für
opfern wollte. Dann besuchten sie die Stätte, wo Chri
der Maria Magdalena erschienen war; dann die Ki
Jakobs, des Bruders des Herrn. Alle Stätten zeigte
Pilger und überall wies er an, wie viel Geld man
bringen und wo man Lichte stellen sollte. Wieder keh
sie in das Hospiz zurück. Als sie eben sich niederle
wollten, fuhr der Pilger erschreckt auf, durchsuchte s
Kleidung, durchstöberte alles . . .

„Man hat mir meinen Beutel gestohlen — drein
zwanzig Rubel waren darin — zwei Zehnrubelscheine
drei Rubel in kleiner Münze."

Er bedauerte, er jammerte. Was war zu thun?
legten sich schlafen.

9.

Als Jesim sich schlafen gelegt hatte, kam eine Versuch
über ihn. Man hat den Pilger nicht bestohlen, denkt
Ihm scheint es, derselbe habe gar kein Geld gehabt.
gend hat er etwas dargebracht. Mich ließ er zahlen,
selbst gab nichts und hat bei mir einen Rubel genomm

So denkt Jefim und macht sich Vorwürfe: was soll ich einen Menschen verdammen, ich begehe eine Sünde, ich will nicht weiter daran denken. Aber er erinnert sich immer wieder, wie der Pilger auf Geld ein Auge hat und daß es gar nicht glaublich scheint, man habe ihm den Beutel gestohlen — er hatte kein Geld. Es ist nur Geflunker.

Am Morgen gingen sie zur Frühmesse in die große Auferstehungskirche zum Grabe Christi. Der Pilger läßt von Jefim nicht ab, er geht mit ihm zusammen.

Welches Gewoge von Menschen der verschiedensten Völker um die Kirche! Russen und Griechen und Armenier und Türken und Syrier, eine unabsehbare Menge. Jefim kam mit all dem Volke zu der heiligen Pforte, ging bei der türkischen Wache vorbei zu der Stätte, wo Christus vom Kreuze genommen und gesalbt wurde und wo jetzt neun große Leuchter brennen. Er stellte ein Licht. Dann führte ihn der Pilger die Stufen hinauf rechter Hand nach Golgatha auf die Stelle, wo das Kreuz stand; Jefim verrichtete seine Andacht. Man zeigte ihm die Spalte, wo die Erde bis zur Unterwelt sich aufgethan, zeigte ihm jene Stelle, wo man Hände und Füße des Herrn mit Nägeln an das Kreuz geschlagen, zeigte ihm Adams Grab, wo Christi Blut auf dessen Gebein floß. Man kam zu dem Stein, wo Christus gesessen, als man ihm die Dornenkrone aufsetzte; zum Pfahl, an welchen man ihn gebunden, als man ihn geißelte. Dann sah Jefim den Stein mit den zwei Löchern für die Füße Christi. Man wollte noch mehr zeigen, aber das Volk drängte: alle beeilten sich, zur Grabkapelle zu kommen, zur Gruft des Herrn. Die fremde Messe hatte aufgehört, es begann die rechtgläubige. Jefim ging mit dem Volk zur Kapelle.

Er wollte sich von dem Pilger losmachen, der ihm nicht redlich schien, aber derselbe läßt nicht von ihm ab, und so gehen sie gemeinsam zur Gruft des Herrn. Sie wollen nach vorn treten, kommen indes nicht durch die Menge,

welche schiebt und drängt, so daß weder nach vorn n
nach rückwärts ein Durchweg bleibt. Jesim blickt nach v
und verrichtet seine Andacht, hin und wieder befühlt er f
ob sein Beutel noch da sei. Seine Gedanken sind gete
erstens denkt er — der Pilger betrügt ihn; zweitens de
er — hat er nicht betrogen, ist er in Wirklichkeit bestohl
daß es ihm selbst ebenso ergehen könnte.

10.

So steht Jesim, betet und blickt nach vorn in die Kape
wo über dem Grabe sechsunddreißig Lampen brennen;
er über die Köpfe blickt, welch ein Wunder! Gerade un
den Lampen, als vorderster von allen, steht ein alter Ma
in grautuchenem Kaftan, die Glatze überleuchtet den gan
Kopf wie bei Jelißej Bodrow. Er ist Jelißej ähnlich, de
er, aber er kann es ja nicht sein. Vor mir konnte er ni
herkommen, eine Woche vor uns war das letzte Schiff a
gegangen — und auf unserem Schiff befand er sich nu
ich habe alle Pilger gesehen.

Der Alte verrichtete seine Andacht und verneigte f
dreimal: einmal nach vorn vor Gott und dann vor d
Rechtgläubigen nach beiden Seiten; und wie er den K
nach rechts wendete, erkannte ihn Jesim. Er ist es, Bodr
selbst! Das schwarze lockige Bärtchen, an den Wangen e
grauend, und die Augenbrauen und die Nase und d
ganze Gesicht — es ist Bodrow! Er ist es selbst, Jeli
Bodrow!

Jesim freute sich, daß er den Gefährten gefunden u
wunderte sich zugleich, wie Jelißej vor ihm angekommen wa

Ei, Bodrow, denkt er, wie er ganz nach vorn gekomm
ist! Er wird mit einem zusammengetroffen sein, der i
geführt hat. Am Ausgange finde ich ihn sicherlich. Mein
Pilger in der Kutte werde ich verlassen und dann gehe i
mit Jelißej; vielleicht bringt er mich auch nach vorn.

Und immer blickte Jesim hin, um Jelißej nicht aus d

Augen zu verlieren, aber die Messe war vorüber, die Pilger drängten zum Heiligtum, um es zu küssen, und stießen Jefim zur Seite. Wieder faßte ihn Angst an um seinen Geldbeutel. Er drückte eine Hand an den Beutel und suchte sich durchzuzwängen. Aus dem Gedränge gekommen, ging und ging er, suchte und suchte Jelißej. Ohne ihm begegnet zu sein, verließ er den Tempel. Er suchte ihn in den Hospizen, aber nirgend fand er ihn. An diesem Abend kam auch der Pilger nicht. Er war verschwunden und hatte auch den Rubel nicht abgegeben. Jefim blieb allein.

Anderen Tages ging er wieder zur Grabkapelle des Herrn in Begleitung eines der Alten aus dem Tambowschen Gouvernement, mit dem er auf dem Schiff gefahren war. Er wollte nach vorn gelangen, aber wieder stieß man ihn zurück und er stellte sich an eine Säule und betete. Er blickte nach vorn — unter den Lampen, dicht am Grabe Christi, auf der vordersten Stelle steht Jelißej, die Arme ausgebreitet wie ein Priester am Altar, und seine Glatze leuchtet über den ganzen Kopf. Jetzt werde ich ihn nicht außer Acht lassen, denkt Jefim. Es gelang ihm, sich nach vorn zu drängen — Jelißej ist nicht da.

Auch am dritten Tage ging Jefim zur Messe, und wieder sieht er: an der allerheiligsten Stelle, allen sichtbar, steht Jelißej, die Arme ausgebreitet, und blickt nach oben, als ob er etwas über sich sähe; und die Glatze überleuchtet den ganzen Kopf. Nu, denkt Jefim, jetzt werde ich ihn nicht übersehen, ich will mich am Ausgange hinstellen; wir kommen nun schon nicht mehr auseinander. Jefim ging hinaus und wartete, bis alles Volk vorüber gegangen war — Jelißej ist nicht dabei.

Sechs Wochen blieb Jefim in Jerusalem und besuchte die heiligen Stätten, war in Bethlehem und in Bethania und am Jordan, am Grabe Christi ließ er ein neues Hemd abstempeln, um in diesem Hemde begraben zu werden; er nahm sich Erde, Lichte von den heiligen Stätten, füllte

eine Flasche mit Wasser aus dem Jordan, gab sein Geld aus und behielt nur einen kleinen Rest für den Heimweg Er machte sich auf die Reise, kam bis Jaffa, fuhr auf dem Schiff nach Odessa und ging zu Fuß nach Haus.

11.

Jefim geht allein denselben Weg. Je weiter er kam, j mehr befiel ihn die Sorge, wie man zu Hause ohne ihn lebe. Viel Wasser, denkt er, fließt in einem Jahr. Fü das Haus sammelst du dein ganzes Leben lang, aber ei Haus zu zerstören, währt nicht lange. Wie mag der Soh verwaltet haben — wie ließ sich der Frühling an — wi hat das Vieh überwintert — ob das Haus, wie ich es an gegeben, fertig gebaut ist? Er kommt an die Stelle, w er im vorigen Jahre von Jelißej sich getrennt hatte. Di Menschen waren nicht wiederzuerkennen. Vor einem Jahr im Elend, und jetzt lebten sie auskömmlich. Die Fruch auf dem Felde war trefflich gediehen. Alle erholten sich un vergaßen das frühere Leid. Als Jefim in das Dorf kam sprang aus einer Hütte ein kleines Mädchen im weißen Hemd

„Großväterchen! Großväterchen! Kehre bei uns ein.

Jefim wollte vorübergehen, aber das Mädchen ließ ih nicht weiter, ergriff ihn am Kleide, zog ihn in die Hütt und lachte.

Auch die Bäuerin und ein Junge waren auf die Vor treppe getreten und winkten.

„Kehre bei uns ein, Großväterchen, iß Abendbrot un bleibe zur Nacht."

Jefim trat ein. Ich werde nach Jelißej fragen, denk er. Diese Hütte war's ja wohl, in welche er ging, um z trinken. Die Bäuerin nahm ihm den Sack ab, reichte ihm Waschwasser und hieß ihn sich an den Tisch setzen. Dan brachte sie Milch, mit Quark gefüllte Kuchen und Grütz Taraßitsch bedankte sich und lobte die Leute, daß sie di Pilger willkommen heißen.

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Wie können wir anders," sagte sie. „Ein Pilger lehrte uns das Leben erkennen. Wir lebten gottvergessen und Gott hat uns dafür so bestraft, daß wir alle den Tod erwarteten. Im vorigen Sommer kamen wir so weit, daß wir alle lagen — wir hatten nichts zu essen und waren krank. Und wir würden gestorben sein, aber Gott schickte uns so einen Alten wie du. Mitten am Tage trat er ein, um zu trinken, und sah uns, hatte Mitleid und verweilte. Er gab uns zu trinken und zu essen und stellte uns auf die Füße und das verpfändete Land löste er aus, Pferd und Wagen kaufte er und ließ sie uns zurück."

In die Hütte trat eine Alte und unterbrach die Rede der Frau.

„Und wir wissen selbst nicht," sagte sie, „war es ein Mensch oder ein Engel Gottes. Alle liebte er, alle bemitleidete er und ging fort und nannte sich nicht, so daß wir nicht wissen, für wen wir zu Gott beten sollen. Als ob ich es vor mir sähe: ich liege, erwarte den Tod — ein Alter tritt ein, ein einfaches Männchen mit einer Glatze, um zu trinken. Was schlendert solch ein Volk herum? dachte ich Sünderin. Und er nun — was hat er an uns gethan! Wie er uns sah, sofort nahm er den Sack ab, hier auf dieser Stelle, band ihn auf . . ."

Das Mädchen mischte sich ein.

„Nein, Großmütterchen, erst hat er hierher, mitten in die Hütte, den Sack gelegt, dann legte er ihn auf die Bank."

Und sie stritten und erwähnten alle seine Worte und Thaten: wo er gesessen, wo er geschlafen, was er gethan, was und zu wem er gesprochen.

Zur Nacht kam auch der Bauer mit dem Pferde und erzählte von Jelissej, wie er bei ihnen gelebt hatte.

„Wäre er nicht zu uns gekommen," sagte er, „wir würden alle in Sünden gestorben sein. Wir lagen in Verzweiflung im Sterben, murrten auf Gott und die Menschen.

Er hat uns auf die Füße gestellt und durch ihn habe
Gott erkannt und Glauben zu guten Menschen bekon
Christus vergelte es ihm. Früher lebten wir wie das
er hat uns zu Menschen gemacht."

Jefim legt sich nieder. Er kann nicht einschlafen.
kommt ihm nicht aus dem Sinn, wie er ihn an der
dersten Stelle dreimal in Jerusalem gesehen hat.

Also hier, denkt er, ist er mir voran gekommen
der Herr mein Opfer annahm, ich weiß es nicht —
seinige aber hat der Herr angenommen.

Am Morgen verabschiedete er sich von seinen
Sie gaben ihm Quarkkuchen auf die Reise und ging
ihre Arbeit. Jefim schritt seinem Heim zu.

12.

Gerade vor einem Jahr war Jefim fortgegangen
Frühjahr kehrte er nach Hause zurück.

Am Abend kam er an. Der Sohn war in der S
und trat bald angetrunken ein. Jefim fragte ihn au
merkte bald, daß der Sohn viel Geld verthan und die
schaft vernachlässigt hatte. Der Vater zankte, der
wurde grob.

„Hättest dich selbst rühren sollen," rief er. „Al
bist fortgegangen, alles Geld hast du mitgenommen
willst jetzt Geld von mir haben."

Der Alte wurde böse, schlug den Sohn.

Als am Morgen Jefim Taraßitsch zum Starosten
um den Reiseschein zurückzugeben, kam er bei Jelißej
höft vorbei. Jelißejs Alte stand auf der Vortreppe.

„Sei gegrüßt, Gevatter. Bist du, Herzliebster,
behalten gereist?"

Jefim Taraßitsch blieb stehen.

„Gott sei Dank," sagte er, „bin hingekommen,
deinen Alten verloren, höre aber, daß er nach Hau
kommen ist."

Und die Alte redete — sie war eine Liebhaberin vom Schwatzen.

„Ist zurückgekommen, Wohlthäter, bald nach Mariä Himmelfahrt. Wie waren wir froh, daß Gott ihn heimgebracht hatte! Traurig war es bei uns ohne ihn. Mit der Arbeit geht's ihm nicht recht mehr von der Hand — seine Jahre sind schon vorüber. Aber immerhin ist er das Haupt und mit ihm fühlen wir uns heiterer. Und wie auch der Bursche sich gefreut hat! Ohne ihn, sagt er, ist es wie ohne Licht in den Augen. Traurig, Ersehnter, war es uns ohne ihn, wir lieben ihn, und wie lieben wir ihn!"

„Nu, ist er jetzt zu Hause?"

„Zu Hause, Liebling, im Bienengarten, schart die Schwärme zusammen. Der Schwarm war gut, sagt er. So eine Kraft hat Gott den Bienen gegeben, daß der Alte sich an Ähnliches gar nicht erinnert. Nicht die Sünden, sagt er, rechnet Gott an. Tritt ein, Ersehnter. Wie wird der Alte sich freuen!"

Jefim ging durch den Hausflur über den Hof in den Bienengarten zu Jelißej. Jelißej steht ohne Netz, ohne Handschuhe im grauen Kaftan unter der Birke, die Hände ausgebreitet, und blickt nach oben, und die Glatze leuchtet über den ganzen Kopf, wie er in Jerusalem am Grabe des Herrn stand, und über ihn wie in Jerusalem blitzt es durch die Birke, über seinen Kopf haben sich im Spiel der Sonnenstrahlen goldene Bienen wie zu einem Kranze gewunden, schwärmen um ihn, aber stechen ihn nicht.

Jelißejs Alte rief ihren Mann.

„Der Gevatter," sagte sie, „ist gekommen."

Jelißej blickt sich um, nimmt vorsichtig die Bienen aus dem Barte und geht frohen Herzens dem Gevatter entgegen.

„Bist wohlbehalten, Gevatter, wohlbehalten, guter Mensch? Hattest du eine gute Reise?"

„Die Füße sind gegangen und Wasser habe ich dir aus

dem Flusse Jordan mitgebracht. Komm zu mir, nimm es. Aber ob der Herr das Opfer angenommen . . ."

„Nun, Gott sei Dank, gelobt sei Jesus Christ!"

Nach kurzem Schweigen nimmt Jefim die Rede wieder auf.

„Mit den Füßen war ich da," sagt er, „aber ob ich mit der Seele da war, oder jemand anders . . ."

„'s ist Gottes Sache, Gevatter, Gottes Sache."

„Trat auf dem Rückweg in die Hütte ein, wo du zurückgeblieben bist . . ."

Jelißej erschrak.

„'s ist Gottes Sache, Gevatter, Gottes Sache. Komm doch ins Haus, ich werde Honig bringen."

Und Jelißej brach das Gespräch ab und redete von häuslichen Angelegenheiten.

Jefim seufzte und sprach weder von den Leuten in der Hütte noch darüber, daß er ihn in Jerusalem gesehen. Und er begriff, daß Gott nur das Opfer wohlgefällig ist, welches wir darbringen durch Liebe und gute Thaten.

Die Kerze.

Verschiedener Art waren die Herrschaften zur Zeit der Leibeigenschaft. Es gab solche, die an Gott und ihre Sterbestunde dachten und Mitleid mit den Menschen fühlten; es gab aber auch solche, welche, ohne übrigens über die Toten böse Nachrede zu halten, nicht besser waren als Hunde. Schlimmer indes konnte keiner sein als die Verwalter, die aus den Leibeigenen hervorgegangen waren. Im Schmutz geboren, dann zum Herrschen erkoren! Gerade sie plackten am meisten.

So ein Gutsverwalter nistete sich im herrschaftlichen Besitz ein. Die Bauern waren in der Frohne. Viel Land war vorhanden, gutes Land, und Wasser und Wiesen und Wälder; für alle hätte es genügt, für den Herrn wie für die Bauern. Aber der Herr stellte als Verwalter einen seiner Leibeigenen aus einem anderen Erbgut an.

Der Verwalter riß alle Macht an sich und setzte sich den Bauern auf den Nacken. Er selbst war verheiratet und Vater von zwei verheirateten Töchtern, hatte sich Geld erworben, konnte also leben ohne Sünde; aber er war neidisch und sank im Sündenpfuhl ein. Sein Übermut begann damit, daß er die Bauern außer der Zeit in den Frohndienst schickte. Er richtete eine Ziegelbrennerei ein, Weiber und Männer ließ er dort arbeiten — und die Ziegel verkaufte er. Um beim Gutsherrn Klage zu führen, gingen die Bauern nach Moskau, drangen aber nicht durch. Der Verwalter aber kam dahinter, daß man über ihn Beschwerde geführt hatte, und wollte sich rächen. Von nun ab wurde das Leben der Bauern noch schlechter. Unter den Bauern

gab es Leute ohne Treue und Glauben: sie machten die Angeber, wodurch sie sich und ihren Nächsten schadeten.

Allmählich kam es dazu, daß der Verwalter von den Bauern gefürchtet wurde, als sei er ein wildes Tier. Fährt er durch das Dorf, so verkriechen sich alle vor ihm wie vor einem Wolf, gleichviel wohin, um um ihm nicht vor die Augen zu kommen. Er bemerkt es wohl und erbost sich noch mehr darüber, daß man ihn fürchtet. Schläge, gehäufte Arbeit — die Bauern konnten die Qual kaum ertragen.

Es war vorgekommen, daß man Bösewichte solcher Art umbrachte. Die Bauern dachten darüber nach und versammelten sich geheim. Die Kühneren unter ihnen sagten frei heraus: Werden wir noch lange solchen Bösewicht dulden? So einen totzuschlagen ist keine Sünde.

Einmal, kurz vor Ostern, kamen sie im Walde zusammen. Der Verwalter hatte befohlen, den herrschaftlichen Wald zu säubern. Es war zur Mittagszeit, als sie sich versammelten und redeten.

„Wie sollen wir weiter leben? Er rottet uns mit der Wurzel aus. Weder Tag noch Nacht haben wir Ruhe, nicht wir und nicht unsere Weiber. Ist ihm etwas nicht gelegen, gleich bindet und peitscht er uns. Von seinen Hieben ist Ssemjon gestorben; und welche Qual mußte Anißjima im Block erdulden! Was warten wir länger! Heut Abend wird er herkommen. Ist er wieder niederträchtig, reißen wir ihn vom Pferde - ein Hieb mit dem Beil und die Sache hat ein Ende. Wie ein Hund wird er verscharrt — weg ist er. Nur eine Bedingung: alle stehen für einen, keiner spielt den Verräter."

So redete Waßilij Minajew. Der hatte die meiste Wut auf den Verwalter. Jede Woche peitschte ihn derselbe, hatte ihm die Frau abspenstig gemacht und zu sich als Köchin genommen.

Am Abend kam der Verwalter geritten. Sofort schimpfte

die Bäume nicht auf die rechte Weise. Zu-
unter den gefällten Bäumen eine kleine Linde.
nicht befohlen, Linden zu fällen," schrie er.
Linde gefällt? Sprecht! Schnell! Oder ich
chen."

aus, in wessen Reihe die Linde gestanden.
Ssidor. Der Verwalter packte ihn, schlug
t blutig. Auch Waßilij peitschte er, weil er
zu klein fand. Dann fuhr er nach Hause.
sammelten sich am Abend die Bauern und
zu reden:

er — nicht Menschen, sondern Sperlinge.
wollen wir stehen — kommt's aber zur Sache,
. Ganz so war's, als die Sperlinge sich
ht verschworen hatten. Nicht verraten! nur
Wir wollen füreinander stehen! Kommt
t angeflogen — husch, alle unter die Brenn-
abicht packt den, welchen er braucht, und
t. Die Sperlinge hüpfen hervor: tschiwik,
hlt einer. Wer fehlt? Wanjka fehlt. Eh,
auch nicht anders verdient. So, Brüder,
uch. Wollt ihr nicht verraten, so schweigt
er sich den Ssidor vornahm, da hätten wir,
mit dem Bösewicht ein Ende machen sollen.
nur nicht verraten! Alle für einen! Wie
ungen ist — husch, alle unter die Brenn-

öfter, immer öfter zusammen und trafen
rabredung, den Verwalter zu ermorden.
woche kündigte ihnen der Verwalter an, sie
Osterwoche Frohndienst verrichten, die Hafer-
Kränkend schien es den Bauern, sie ver-
er Waßilij auf dem Hinterhof und wieder
en.

t vergessen, daß er so etwas von uns ver-

langt, so muß man ihn in der That töten. So wi
gehen wir zu Grunde."

Auch Peter Michejew gesellte sich zu ihnen. Er
ein stiller Mann, der mit den anderen nicht übereinstim
er hörte ihre Reden an und sagte:

„Eine große Sünde habt ihr im Sinn, Brüder
Einen Menschen umbringen, scheint euch so leicht.
wenn es geschehen ist, wie wird euch dann zu Mute s
Er thut Schlechtes, schlecht wird es ihm auch ergehen.
muß dulden, Brüderchen."

Waßilij ärgerte sich über diese Worte.

„Immer dasselbe!" rief er. „Es ist Sünde, ei
Menschen zu töten. Natürlich ist's Sünde. Aber wa
das für ein Mensch? Sünde ist's, einen guten Mens
zu töten. So einem Menschen den Garaus zu machen
Gott wohlgefällig. Ein toller Hund muß umgebracht
den, aus Mitleid mit den Menschen. Ihn leben lassen
eine größere Sünde. Wir dürfen's nicht gelassen anse
wenn er Menschen bis aufs Blut quält. Sollen wir da
Strafe erleiden, so dulden wir für die Menschen. Und
Menschen werden uns Dank sagen. Wenn wir aber s
halten, wird er uns alle zertreten. Miche'itsch schwatzt
sinn. Giebt's etwa weniger Sünde, wenn wir an Ch
Feiertag zur Arbeit getrieben werden? Du wirst ja s
zu Ostern nicht aufs Feld gehen."

Darauf antwortete Miche'itsch:

„Weshalb soll ich nicht gehen? Schickt man mich,
werde ich pflügen. Ich thu's ja nicht für mich. Gott
fährt's, wessen Sünde es ist, wenn wir Ihn nur n
vergessen. Ich rede nicht, wie ich's mir ausgedacht h
Brüderchen. Böses mit Bösem zu vergelten, ist nicht
Gottes Gebot. Du vertilgst das Böse und das Böse n
in dir sein. Einen Menschen töten, ist nicht schwer, a
das Blut bleibt in der Seele kleben; du tötest einen M
schen, und deine Seele ist mit Blut befleckt. Du mei

einen schlechten Menschen habe ich getötet; du meinst: Böses habe ich ausgerottet. Du aber hast Böses noch böser in dir gemacht. Beuge dich vor dem Unglück, und das Unglück wird sich vor dir beugen."

Verschiedene Ansichten wurden laut, die Bauern kamen nicht überein: mit Waßilij stimmen die einen, die anderen halten sich an Peter.

Die Bauern hatten den Ostersonntag gefeiert. Am Abend kommt der Starost mit den Schreibern und sagt:

„Michail Ssemjonowitsch, der Verwalter, befiehlt: morgen sollt ihr die Haferfelder pflügen."

Der Starost ging mit den Schreibern durch das ganze Dorf und traf seine Anordnung — eine Partie sollte jenseits des Flusses arbeiten, die andere am großen Wege. Die Bauern jammerten, aber gehorchten; am Montag Morgen machten sie sich auf und begannen zu pflügen. In der Kirche läutet man zur Frühmesse, überall begehen die Menschen den Feiertag — die Bauern pflügen.

Michail Ssemjonowitsch wachte auf, es war nicht mehr ganz früh, und machte seinen Rundgang. Seine Frau und die verwitwete Tochter (sie war zum Feiertag zu Besuch gekommen) putzten sich, setzten sich in die Telega und fuhren zur Messe. Als sie zurückgekehrt waren, stellte die Magd den Ssamowar auf, auch Michail Ssemjonowitsch erschien und sie tranken Thee.

Nach dem Thee rauchte er seine Pfeife an und ließ den Starosten kommen.

„Hast du die Bauern zum Pflügen ausgeschickt?"

„Habe sie geschickt, Michail Ssemjonowitsch."

„Sind alle draußen?"

„Sind alle draußen, habe selbst ihnen die Plätze angewiesen."

„Hast ihnen die Plätze angewiesen, hm — aber pflügen sie auch? Fahre hinaus, sieh nach und sage ihnen, daß ich am Nachmittag kommen werde. Eine Deßjatine muß ge-

pflügt werden — muß gut gepflügt werden. Finde ich schlechte Arbeit, so werde ich nicht auf den Feiertag sehen.'

„Zu Befehl."

Der Starost war gegangen, Michail Ssemjonowitsch aber ruft ihn zurück, er will etwas sagen und weiß nicht recht, wie er es anfangen solle, er dreht sich, windet sich, rappelt sich endlich zusammen und hebt an:

„Hör' du mal zu, was die Schurken über mich reden, wer schimpft und was er spricht, und hinterbringe es mir. Ich kenne die Schurken — arbeiten wollen sie nicht — auf der Seite liegen, sich räkeln, fressen, den Feiertag halten, das lieben sie. Daß man pflügen muß, um was vor sich zu bringen, daran denken sie nicht. Höre nur ordentlich zu, sage mir alles wieder, ich muß es wissen. Gehe jetzt. Alles — hörst du? — will ich wissen. Verhehle mir nichts."

Der Starost ging hinaus, setzte sich aufs Pferd und ritt zu den Bauern.

Die Frau des Verwalters hatte gehört, was ihr Mann dem Starosten befohlen, sie kam zu ihm und begann zu bitten. Sie war eine stille Frau und hatte ein gutes Herz. Wo sie vermochte, besänftigte sie den Mann und nahm Partei für die Bauern.

„Mein Freund Mischinka," sagte sie jetzt, „am hohen Tage, am Feiertage des Herrn zu arbeiten, ist Sünde. Um Christi willen laß die Bauern ab."

Michail Ssemjonowitsch achtete kaum ihrer Worte, lachte sie aus und höhnte:

„Lange hat wohl die Peitsche deinen Rücken nicht gestreift, daß du so kühn geworden bist, dich in Dinge zu mischen, die dich nichts angehen?"

„Mischinka, mein Freund, von dir träumte ich — einen bösen Traum. Laß die Bauern gehn."

„Ich sage ja eben, daß du zu viel Fett angesetzt hast und nun meinst, die Peitsche werde nicht durchdringen. Achte auf dich!"

Schon war Ssemjonowitsch in Ärger geraten, er stieß ihr die brennende Pfeife in die Zähne, jagte sie von sich und befahl anzurichten.

Zu Mittag aß er Gallerte, Pirogge, Kohlsuppe mit Schweinefleisch, gebratenes Ferkel, Milchnudeln, er trank Kirschliqueur, verspeiste süßen Kuchen und rief die Köchin, ihm was vorzusingen, er selbst nahm die Guitarre und begleitete sie.

Michail Ssemjonowitsch ist in heiterer Laune, stößt an, klimpert und schäkert mit der Köchin. Der Starost kommt, um seine Meldung zu machen, er verbeugt sich.

„Pflügen sie?" ruft ihm Michail Ssemjonowitsch entgegen. „Werden sie die volle Deßjatine pflügen?"

„Haben schon mehr als die Hälfte gepflügt."

„Wird nicht nachlässig gearbeitet?"

„Nein, sie pflügen gut — sie fürchten sich."

„Die Erde wird gehörig aufgelockert?"

„Die Erde ist weich, bröckelt wie Mohn."

Nach kurzem Schweigen hub der Verwalter an:

„Nu, was reden sie von mir - - schimpfen sie?"

Der Starost stotterte, Michail Ssemjonowitsch aber gebot ihm, die volle Wahrheit zu sagen.

Frisch heraus — 's sind ja ihre Worte, nicht die deinen. Sagst du die Wahrheit, so belohne ich dich. Verdeckst du sie aber, nun — so nimm's nicht übel, ich peitsche dich durch. Eh, Katjuscha, reich' ihm mal, damit er kühn wird, ein Glas Branntwein."

Die Köchin brachte dem Starosten ein Glas Branntwein.

Der Starost wünschte Glück zum Feiertag, trank aus, wischte sich den Mund und begann zu erzählen. 's ist alles eins, denkt er - kann ich was dafür, daß man ihn nicht lobt? Werde ihm die Wahrheit sagen, da er's befiehlt.

„Sie murren, Michail Ssemjonowitsch - ja, sie murren."

„Was reden sie, was reden sie?"

„Was sie reden . . . Ihr glaubt nicht an Gott."

Der Verwalter lachte.

„Wer hat es gesagt?"

„Alle sprechen so ... er hat sich dem bösen Geist un
worfen."

Wieder lacht der Verwalter.

„Das ist gut," sagt er. „Aber erzähle mir doch,
jeder einzelne redete. Was hat Waßjka gesagt?"

Der Starost hatte nicht recht Lust, schlimm von
eigenen Dorfgenossen zu reden, aber zwischen diesem Wa
und ihm bestand schon lange Feindschaft.

„Der," entgegnete er, „schimpft am meisten."

„Was sagt er? Sprich doch."

„'s ist ängstlich, zu wiederholen. Ihr entgeht nicht ei
unbußfertigen Tode ... sagt Waßjka."

„Ei, das ist ein Kerl! Was trödelt er, was murk
mich nicht ab — die Arme sind ihm wohl nicht lang ge
dazu. Schon gut, Waßjka! Wir wollen uns verrech
Nu, und Tischka, der Hund, spricht auch so?"

„Alle sprechen schlecht von Euch."

„Was denn, was denn?"

„Es zu wiederholen ist garstig."

„Ach was, garstig. Sei nicht schüchtern, erzähle."

„Möge der Wanst ihm platzen, sagen sie, daß die G
geweide herauskommen."

Darüber freute sich maßlos Michail Ssemjonowitsch
wußte sich vor Lachen nicht zu lassen.

„Wollen sehen, wollen sehen, bei wem's früher hera
kommt. Wer hat's gesagt? Tischka, heh?"

„Aber Gutes hat keiner gesprochen. Alle schimpfen,
drohen."

„Und Petruschka Michejew? was redet der? schim
wohl auch, der Lump?"

„Nein, Michail Ssemjonowitsch, Peter schimpft nic

„Was thut er denn?"

„Er ist der einzige von allen Bauern, der nichts spr

Ein seltsamer Mann! Habe mich sehr über ihn verwundert, Michail Ssemjonowitsch."

„Verwundert — weshalb?"

„Was er angestellt hat . . . alle Bauern wundern sich."

„Was hat er angestellt?"

„Wie ich heran komme — er pflügt auf der schiefen Stelle bei Turkin — höre ich singen, so leise, so wohlklingend, und auf dem Pfluge, zwischen den Deichseln, leuchtet etwas . . ."

„Nun?"

„Es flackert nicht. Ich komme näher und sehe: ein Fünfkopekenwachslicht ist am Querholz angeklebt, und es brennt, und der Wind löscht's nicht aus."

Der Verwalter hatte aufgehört zu lachen, stellte die Guitarre beiseite, senkte den Kopf, wurde nachdenklich, saß und saß; dann schickte er die Köchin und den Starosten fort, legte sich auf das Bett hinter dem Vorhang und ächzte — sein Ächzen klang, als würde eine schwerbeladene Getreidefuhre gezogen. Die Frau kam zu ihm, sprach auf ihn ein. Er antwortete nicht. Nur rief er:

„Besiegt hat er mich. Jetzt ist es auch über mich gekommen."

„Die Frau suchte ihn zu bereden.

„Fahre hin, laß sie ab," sagte sie. „Dann wird's nichts auf sich haben. Was ist über dich gekommen? Kanntest ja sonst keine Furcht, und bist jetzt so eingeschüchtert."

„Verloren bin ich," rief er, „er hat mich besiegt. Du aber mache, daß du fortkommst, so lange du noch heil bist, dein Verstand reicht dazu nicht aus."

Und er stand nicht auf.

Am Morgen erhob er sich, er benahm sich wie früher — aber das war nicht mehr derselbe Michail Ssemjonowitsch, eine Ahnung trübte seine Seele. Allmählich wurde er tiefsinnig und kümmerte sich um nichts mehr. Immer sitzt er zu Hause. Seine Herrschaft war nicht mehr von langer Dauer.

Während der großen Sommerfasten kam der Gutsherr. E
läßt seinen Verwalter rufen. Der Verwalter, berichtet m
ihm, sei krank. Anderen Tages schickt er nach ihm, u
wieder ist er krank. Als der Gutsherr in Erfahrung brach
der Verwalter habe sich dem Trunk ergeben, entsetzte er i
seiner Stelle. Von nun ab lebte Michail Ssemjonowit
bei dem Gesinde ohne Beschäftigung. Sein Tiefsinn nah
zu, er verlumpte ganz und gar, was er besaß, hatte er ve
trunken und jetzt erniedrigte er sich so weit, daß er d
Frau ihre Tücher stahl und in die Schenke trug. Sog
die Bauern hatten Mitleid mit ihm und gaben ihm z
Entnüchterung ein Schlückchen. Kein Jahr war vorüb
als er am Trunk elend zu Grunde ging.

Wo Liebe ist, da ist Gott.

In einem einfensterigen Stübchen im Erdgeschoß wohnte der Schuster Martyn Awdejewitsch; das Fenster ging auf die Straße. Durch das Fenster konnte man sehen, wie die Leute vorüber gingen. Obgleich nur die Füße zu sehen waren, erkannte Martyn Awdejewitsch die Menschen an den Stiefeln. Seit langer Zeit lebte er hier und hatte eine große Bekanntschaft; es gab nur wenige Stiefel in der Nachbarschaft, die nicht ein= oder zweimal in seinen Händen gewesen wären. Oft sah er aufwärts bei seiner Arbeit durch das Fenster. Er hatte viel zu thun, denn seine Arbeit war dauerhaft, er nahm gutes Material, sein Preis war mäßig und er hielt Wort; vermag er den bestimmten Termin nicht einzuhalten, so sagt er's im voraus. Ein guter Mensch war er stets gewesen; wie er älter wurde, begann er mehr als früher an seine Seele zu denken und sich Gott zu nähern. Als er noch bei einem Meister arbeitete, war seine Frau gestorben. Sie hatte ihm ein Kind hinterlassen, einen Knaben von drei Jahren; die älteren Kinder waren früher gestorben. Martyn wollte das Söhnchen in das Dorf zu seiner Schwester schicken, er dachte aber: meinem Kapitoscha wird es schwer fallen, in fremder Familie aufzuwachsen, ich lasse ihn bei mir. Und Awde'itsch ging von dem Meister fort und wohnte mit dem Söhnlein zur Miete. Gott aber gab Awde'itsch in seinen Kindern kein Glück. Als der Knabe heranwuchs und dem Vater zu helfen begann, daß es eine wahre Freude war, befiel ihn eine Krankheit — er fieberte ein Wöchelchen und dann starb er. Martyn begrub den Sohn und fiel in Verzweiflung. Und so wild war seine

Verzweiflung, daß er auf Gott murrte; so eine Weh
kam über ihn, daß er immer und immer wieder Gott
den Tod bat; daß er Gott vorwarf, statt des einzigen
liebten Sohnes nicht ihn, den alten Mann, zu sich genom
zu haben. Er ging sogar nicht mehr in die Kirche.

Einst sprach bei Awde'itsch ein Landsmann vor, ein
Mann, der schon das achte Jahr pilgerte und eben
Troitzkij-Kloster kam. Im Laufe des Gespräches k
Awde'itsch seinen Kummer.

„Die Lust zum Leben ist mir sogar vergangen, nur
eins bitte ich Gott — zu sterben. Ich bin ein nutzl
Mensch."

Der Landsmann entgegnete:

„Du sprichst nicht gut, Martyn. Gottes Thun zu
urteilen, geziemt uns nicht. Nicht Menschenverstand,
gebent Gottes Wille allzeit. Gott hat beschlossen,
Sohn solle sterben, dich aber ließ er am Leben also
es besser so. Und wenn du verzweifelst, so ist es des
daß du leben willst zu deiner Freude."

„Wozu leben?" seufzte Martyn.

Der Alte sagte:

„Für Gott, Martyn, muß man leben. Er giebt
das Leben, für ihn muß man auch leben. Wenn du
ihn lebst, wirst du über nichts trauern und alles erst
dir leicht."

Nach kurzem Schweigen ließ sich Martyn vernehm
„Aber wie lebt man für Gott?"

„Christus hat es uns gezeigt. Kannst du lesen, so
dir das Evangelium und lies: du wirst erkennen, wie
für Gott lebt."

Diese Worte fielen in das Herz Awde'itschs. Noch
selben Tage kaufte er das neue Testament mit großer S
und begann zu lesen.

Er wollte nur an Feiertagen lesen; aber das h
Buch gab ihm solchen Frieden, daß er jeden Abend

Manchmal vertiefte er sich so, daß er sich nicht losreißen konnte, wenn auch die Lampe schon im Verlöschen war. Und je mehr er las, je klarer wurde es ihm, was Gott von ihm wolle und wie man für Gott leben müsse; und er fühlte sich leichter und leichter auf dem Herzen. Vordem, wenn er sich niederlegte, stöhnte er und gedachte Kapitoschas; jetzt aber sagte er: Dir sei Preis, Herr, Dein Wille geschehe. Seit dieser Zeit war das ganze Leben Awdejewitschs verändert. An Feiertagen kehrte er früher manchmal im Kruge ein, trank Thee, ab und zu nahm er auch ein Schnäpschen. Mit einem Bekannten trank er zusammen — war er auch nicht gerade betrunken, so trat er doch stets aus dem Kruge mit einem leichten Rausch und sprach nichtige Worte: fand alles zu tadeln und beurteilte lieblos seinen Nächsten. Jetzt aber war eine Wandlung vor sich gegangen. Er führte ein ruhiges und freudiges Leben. Morgens ging er an die Arbeit und schaffte rüstig den Tag über. Dann nimmt er die Lampe vom Haken, stellt sie auf den Tisch, holt vom Regal das Buch, schlägt es auf und setzt sich nieder zum Lesen. Je mehr er liest, je mehr begreift er; klarer, heiterer wird es ihm auf der Seele.

Wieder einmal hatte sich Martyn bis spät in die Nacht in sein Lesen vertieft. Er las im Evangelium des Lukas das sechste Kapitel und kam an die Verse: Und wer dich schlägt auf einen Backen, dem biete den andern auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock. — Wer dich bittet, dem gieb; und wer dir das deine nimmt, da fordere es nicht wieder. — Und wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch Ihr. Weiter las er die Verse, wo der Herr spricht: Was heißet ihr mich aber HErr HErr, und thut nicht, was ich euch sage? — Wer zu mir kommt und höret meine Rede, und thut sie, den will ich euch zeigen, wem er gleich ist. — Er ist gleich einem Menschen, der ein Haus bauete, und grub tief, und legte den Grund auf den Fels. Da aber

Gewässer kam, da riß der Strom zum Hause zu, und m
es nicht bewegen; denn es war auf den Fels gegründe
Wer aber höret, und nicht thut, der ist gleich einem M
schen, der ein Haus bauete auf die Erde ohne Grund;
der Strom riß zu ihm zu, und es fiel bald, und das H
gewann einen großen Riß.

Awde'itsch las diese Worte und es wurde ihm so h
auf der Seele. Er nahm die Brille ab, legte sie auf
Buch, lehnte sich an den Tisch und wurde nachdenklich.
er begann sein Leben diesen Worten anzupassen.

Ist mein Haus auf Stein oder auf Sand gebaut? d
er bei sich. Gut, wenn es auf Stein ruht — und es
sich so leicht an, wenn man allein ist, dann scheint es,
ob man alles verrichtet habe, wie Gott befohlen.
streut man sich aber, so sündigt man von neuem. Ich
streben, des Höchsten Willen zu thun. Es ist zu s
Gott helfe mir!

Mit diesem Gedanken wollte er sich niederlegen,
es that ihm leid, sich von dem Buche loszureißen, un
begann das siebente Kapitel zu lesen. Er las von
Hauptmanns Knechte, dem Jüngling zu Nain, er las
Antwort, welche Jesus den Jüngern Johannes' des Te
gab, er las die Stelle, wo der reiche Pharisäer den H
bat, daß er mit ihm äße, wie Er die Sünderin rechtfert
die seine Füße salbte und mit Thränen benetzte — un
kam bis zum vierundzwanzigsten Vers und las: und
wandte sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: Si
du dies Weib? Ich bin kommen in dein Haus: du
mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber
meine Füße mit Thränen genetzet und mit den Ha
ihres Hauptes getrocknet. — Du hast mir keinen Kuß
geben; diese aber, nachdem sie herein kommen ist, ha
nicht abgelassen, meine Füße zu küssen. — Du hast m
Haupt nicht mit Öl gesalbet; sie aber hat meine Füße
Salben gesalbet.

Er las diese Verse und dachte: die Füße hat er nicht mit Wasser benetzt, keinen Kuß hat er gegeben, das Haupt nicht gesalbt . . .

Wieder nahm er die Brille ab, legte sie auf das Buch und vertiefte sich in seine Gedanken.

Der Pharisäer war, wie ich vermute, wohl ein ebensolcher wie ich — daran denke ich: daß ich meinen Thee habe, daß ich gewärmt bin, daß ich mich pflege; aber auf meinen Nächsten achte ich nicht. Mich vergesse ich nicht, aber für den Gast treffe ich keine Sorge. Und wer ist der Gast? Der Herr selber. Kehrte er bei mir ein — würde ich so handeln?

Er stützte seinen Kopf auf beide Hände und bemerkte nicht, daß er eindruselte.

Martyn! hörte er plötzlich ganz leise neben sich rufen.

Schlaftrunken reckte sich Martyn und fragte: Wer da?

Er blickte sich um, sah auf die Thür — niemand war da. Wieder druselte er ein. Deutlich vernahm er die Worte:

Martyn, Martyn! Blicke morgen auf die Straße, ich werde kommen.

Martyn erwachte, stand vom Stuhl auf und rieb sich die Augen. Er wußte nicht: hatte er diese Worte im Traum oder in Wirklichkeit gehört? Nachdem er die Lampe ausgelöscht hatte, legte er sich schlafen.

Früh am Morgen erhob sich Awde'itsch, betete, heizte an, schob Kohlsuppe und Grütze in den Ofen, stellte die Theemaschine auf, band seine Schürze vor und setzte sich an das Fenster zum Arbeiten. Bei der Arbeit denkt er an das, was er am Abend durchlebt. Hörte er die Stimme im Traum oder erklang sie ihm in Wirklichkeit?

Er blickt mehr durch das Fenster, als daß er arbeitet. Kommt jemand vorüber in unbekannten Stiefeln, so biegt er sich weit vor, um nicht die Füße allein, sondern auch das Gesicht zu sehen. In neuen Filzstiefeln ging der Haus-

knecht vorüber, dann kam der Wasserträger, und bald stellte sich der alte Nicolajewsche Soldat in ganz alten geflickten Filzstiefeln, eine Schaufel in den Händen, vor das Fenster. An den Filzstiefeln erkannte ihn Awde'itsch. Den Alten nannte man Stepanitsch. Er aß bei einem Kaufmann das Gnadenbrot und mußte dem Hausknecht Hilfe leisten. Stepanitsch fing an, vor dem Fenster Schnee zu schaufeln. Awde'itsch sah ihm zu, dann nahm er wieder seine Arbeit vor.

Ganz närrisch bin ich auf meine alten Tage geworden, lachte Awde'itsch sich selbst aus. Stepanitsch schaufelt Schnee und ich denke, Christus kommt zu mir. Ich bin wahrhaftig ein närrischer alter Kauz. Nachdem er an zehn Stiche gemacht, drängt es ihn, wieder durch das Fenster zu blicken: Stepanitsch hatte die Schaufel an die Wand gelehnt — er wärmt seine Hände oder ruht sich aus.

Ein alter gebrochener Mann, er scheint nicht mehr die Kraft zum Schaufeln zu haben. Awde'itsch dachte: soll ich ihm nicht Thee geben? Die Theemaschine fängt schon an überzulaufen. Er steckte die Ahle ein, erhob sich, stellte die Theemaschine auf den Tisch, machte Thee und klopfte an das Glas. Stepanitsch sah sich um und näherte sich dem Fenster. Awde'itsch winkte ihn zu sich und ging, die Thür aufzumachen.

„Komm herein, wärme dich — dir ist wohl sehr kalt?" fragte er.

„Christus stehe uns bei! Die Knochen schmerzen," entgegnete Stepanitsch.

Er trat ein, schüttelte sich den Schnee ab und wischte sich die Füße; sein Gang war unsicher.

„Mühe dich nicht ab, deine Füße zu reinigen," rief ihm Awde'itsch entgegen, „setze dich, trinke Thee."

Awde'itsch goß zwei Gläser ein, schob das eine dem Gast zu, von seinem Thee goß er auf die Untertasse und begann zu blasen.

Stepanitsch trank sein Glas leer, stellte es hin, mit de
Boden nach oben, legte das Stück Zucker, das er bei
Trinken benagt hatte, auf den Tisch und dankte. Wie i
des zu bemerken war, hätte er gern noch ein Glas gehal

Trinke, forderte Awde'itsch den Stepanitsch auf und g
sich und dem Gaste ein.

Awde'itsch trank seinen Thee und blickte dabei auf d
Straße.

„Du erwartest jemand?“ erkundigte sich der Gast.

„Ob ich jemand erwarte? Ich muß mich schämen,
sagen, wen ich erwarte. Ich warte auf etwas, und i
warte auch nicht . . . aber ein Wort ist mir in die See
gefallen . . . ich hatte eine Erscheinung . . . ach ich we
selber nicht. Siehst du, Brüderchen, gestern habe ich da
Evangelium vom Herrn Christus gelesen, wie er auf Erde
ging. Du hast's doch wohl gehört?“

„Gehört wohl. Aber wir sind dunkle Leute, können nic
lesen.“

„Nun, ich habe eben gelesen, wie er auf Erden ging .
wie er zu dem Pharisäer kam, weißt du, und der empfän
ihn ohne Feier. Und ich denke, während ich lese, daß
den Herrn Christus nicht mit aller Ehre empfangen hab
geschähe es mir, denke ich, ich wüßte gar nicht, was all
ich thun sollte, um ihn zu empfangen. Ich dachte darüb
nach und druselte ein. Und wie ich druselte, höre ich mi
beim Namen rufen; ich erhebe mich und es ist mir, als hö
ich flüsternde Worte: Warte, ich komme morgen. Und
geschah es zweimal. Ich muß mich selber auslachen -
aber dennoch erwarte ich den Herrn.“

Stepanitsch sagte nichts, trank seinen Thee aus und leg
das Glas hin, Awde'itsch aber stellte es wieder aufrecht un
goß ein.

„Trinke zur Gesundheit. Ich meine, daß unser Her
als er auf Erden wandelte, keinen verachtete und zu
mit einfachem Volk umging. Aus Unsereinem nahm e

liebsten seine Jünger, aus Arbeitsleuten, aus solchen, wir sind. Wer sich erhebt, sagte er, der soll erniedrigt den, und wer sich erniedrigt, der soll erhöht werden. so redete er, nennt mich den Herrn und ich werde euch Füße waschen. Wer der erste sein will, soll allen ein D sein. Selig sind die Armen, die Demütigen, die S mütigen, die Milden."

Stepanitsch dachte nicht an sein Glas, er war ein weichgestimmter Mensch. Er sitzt, hört zu und über Gesicht fließen Thränen.

„Trinke noch," sagte Awde'itsch, aber Stepanitsch kreuzte sich, dankte, schob sein Glas fort und stand auf

„Ich danke dir, Martyn Awdejewitsch, du thatest wohl, hast Seele und Körper gesättigt."

„Kehre ein andermal wieder bei mir ein, Stepanit

Stepanitsch ging fort. Martyn goß sich den letzten ein, trank aus, räumte das Geschirr auf und machte daran, einen vertragenen Schuh zurechtzuflicken. Wäh der Arbeit blickte er durch das Fenster — er wartet Christus, denkt immer an ihn, an seine Reden und Th

Zwei Soldaten gingen vorüber, einer in Regime stiefeln, der andere in seinen eigenen; dann kam, in sa geputzten Galoschen, der Wirt des Nachbarhauses; ein B mit einem Korbe folgte. Bald kam ein Weib in woll Strümpfen und Dorfschuhen. Sie blieb am Fensterpf stehen. Awde'itsch blickte auf: er sieht ein fremdes W schlecht gekleidet, ein Kind auf dem Arm; es stellt sich die Wand, mit dem Rücken gegen den Wind, und wi das Kind ein — und hat doch nichts zum Einwickeln. Kleidung des Weibes ist sommerlich und schlecht. D das Fenster hört Awde'itsch das Kind schreien; sie wil beruhigen und kann es gar nicht beruhigen. Awde' ging zur Thür und rief von der Treppe aus:

„Gute Frau, gute Frau!"

Das Weib sah sich um.

„Was stehst du da mit dem Kindchen in der Kälte? Komm in die Stube, in der Wärme wirst du es besser einwickeln können. Da — hierher."

Verwundert sah ihn das Weib an — ein alter Mann mit einer Schürze und einer Brille auf der Nase ruft sie zu sich. Sie folgte ihm in die Stube und der Alte führte sie zum Bett.

„Hierher setze dich, gute Frau, näher zum Ofen; erwärme dich und stille das Kind."

„Hab' keine Milch in der Brust, seit dem Morgen habe ich nichts gegessen," sagte das Weib, legte aber dennoch das Kind an die Brust.

Bedauernd schüttelte Awde'itsch den Kopf, ging zum Tisch, holte Brot und einen Napf, öffnete die Ofenthür, goß in den Napf Kohlsuppe und nahm auch den Topf mit der Grütze heraus; da dieselbe aber noch nicht gar war, goß er nur Suppe ein und stellte sie auf den Tisch. Auch nahm er vom Haken das Handtuch und breitete es aus.

„Setz' dich," sagte er, „und iß, gute Frau. Mit dem Kinde werde ich inzwischen sitzen. Ich habe eigene Kinder gehabt und verstehe sie zu warten."

Das Weib bekreuzte sich, setzte sich an den Tisch und begann zu essen. Awde'itsch setzte sich auf das Bett zu dem Kinde. Er schmatzt und schmatzt — aber es schmatzt sich schlecht, denn er hat keine Zähne. Das Kind hörte nicht auf zu schreien. Da dachte sich Awde'itsch aus, den Schreihals mit dem Finger zu beruhigen — er führt einen Finger gerade zu dessen Munde, und wieder zurück; aber in den Mund giebt er ihm den Finger nicht, denn derselbe ist von Pech ganz schwarz. Und das Kind betrachtete den Finger, beruhigte sich und fing sogar an zu lachen. Awde'itsch freute sich darüber. Und das Weib ißt und erzählt, wer sie ist und wohin sie gegangen war.

„Ich bin eine Soldatenfrau," sagte sie, „vor acht Monaten hat man meinen Mann fortgebracht, weit von hier,

und seit dieser Zeit erhielt ich kein Lebenszeichen v[illegible]
Während ich einen Dienst als Köchin hatte, kam ich
Mit dem Kinde wollte man mich nicht behalten.
den dritten Monat schlage ich mich ohne Stelle dur[illegible]
alles fortbringen müssen, was ich hatte. Ich wo[illegible]
Amme dienen, aber man nimmt mich nicht — ich
mager, sagt man. Eben war ich zu einer Kaufma[illegible]
gegangen; bei der dient ein Weib aus unserem Dorf
hatte versprochen, mich zu nehmen, und ich dachte, ich
gleich dableiben können; aber sie befahl mir, in der [illegible]
Woche zu kommen, und sie wohnt so weit, ich bin g[illegible]
gemattet und auch das Kind ist so geschwächt. [illegible]
Lob, daß die Wirtin Mitleid hat — sie hält uns um
willen im Quartier, sonst wüßte ich nicht, wie zu [illegible]

Awde'itsch seufzte und sagte:

„Du hast wohl auch keine warme Kleidung?"

„Wie sollte ich warme Kleidung haben, Vä[illegible]
Gestern mußte ich das letzte Tuch für einen Dwug[illegible]
ny[*]) versetzen.

Sie ging zum Bett und nahm das Kind. Aw[illegible]
stand auf und holte von der Wand einen alten Ha[illegible]

„Nimm," sagte er. „Zwar ist es ein schlechtes
aber zum Einwickeln wird es noch taugen."

Das Weib sah auf das Kleidungsstück und auf den
nahm den Halbrock und weinte. Awde'itsch duckte s[illegible]
die Diele, schob den Kasten unter dem Bett vor,
darin und setzte sich wieder zu dem Weibe.

„Christus beschütze dich," hub sie an. „Er hat mic[illegible]
an dein Fenster geschickt, Väterchen. Ohne dich wird
Kind erfroren sein. Als ich fortging, war es warm
jetzt ist die Kälte gekommen. Er, der Herr, hat dich g[illegible]
durch das Fenster zu blicken und mit mir Elenden [illegible]
zu haben."

---

*) 20 Kopeken.

Lächelnd entgegnete Awde'itsch:

„Er hat es mich gelehrt, gute Frau. Nicht, um den Tag dem lieben Herrgott zu stehlen, blicke ich durch das Fenster."

Und Martyn erzählte auch der Soldatenfrau seinen Traum: wie er die Stimme gehört und der Herr versprochen, noch heut zu ihm zu kommen.

„Es kann so geschehen," meinte das Weib, stand auf, nahm den Halbrock, wickelte das Kind darin ein, verbeugte sich zum Dank und immer wieder dankte sie.

„Nimm um Christi willen," sagte Awde'itsch und reichte ihr, damit sie das Tuch einlöse, einen Dwugriwennyj.

Sie bekreuzte sich, auch Awde'itsch bekreuzte sich und geleitete sie hinaus.

Als das Weib gegangen war, aß Awde'itsch seine Kohlsuppe, räumte ab und setzte sich wieder zur Arbeit. Und während der Arbeit denkt er immer an das Fenster. Wie es zu dunkeln beginnt, späht er hinaus, wer wohl vorüber ginge. Bekannte und Fremde gingen vorüber — nichts Besonderes war dabei. Jetzt bleibt gerade vor seinem Fenster ein altes Hökerweib stehen. Sie trägt einen Korb mit Äpfeln; es waren nur wenig geblieben; sie hatte fast alle verkauft; über die Schulter hängt ihr ein Sack mit Spänen — wahrscheinlich hatte sie dieselben auf einem Bau gesammelt, und nun geht sie nach Hause. Aber der Sack drückte ihr wohl die Schulter ab; sie wollte ihn über die andere Schulter hängen, weshalb sie ihn auf das Trottoir niederließ; auch den Korb mit den Äpfeln setzte sie ab und schüttelte die Späne im Sack. Währenddes rannte ein Junge mit zerrissener Mütze herbei, griff aus dem Korb einen Apfel und wollte fortlaufen. Die Alte bemerkt ihn, dreht sich um und faßt den Jungen am Ärmel. Der Junge duckt sich, will entschlüpfen, die Alte aber packt ihn fester, wirft ihm die Mütze ab, zaust ihn am Haar. Der Junge schreit, das Weib schimpft.

Awde'itsch hatte nicht Zeit, die Ahle einzustecken, er wirf sie auf die Diele und springt zur Thür hinaus, wobei e stolpert, so daß die Brille abfällt. Wie er auf die Straß kommt, hat die Hökerin den Jungen gerade am Schopf, si schimpft und will ihn zur Polizei führen. Der Junge müh sich aus Leibeskräften, um loszukommen.

„Ich habe nichts genommen," plärrt er. „Weshal schlägst du mich? Laß mich los."

Awde'itsch versucht, sie auseinander zu bringen, er faß den Jungen bei der Hand und sagt:

„Laß ihn, Mütterchen, verzeihe ihm um Christi willen."

„Ich werde ihm so verzeihen, daß er's braun und bla haben soll. Der Lümmel muß auf die Polizei."

Awde'itsch bat:

„Laß ihn laufen, Mütterchen, er wird's in Zukunft nich wieder thun. Gieb ihn frei um Christi willen."

Die Alte ließ ab, der Junge wollte sich fortmachen, aber Awde'itsch hielt ihn zurück.

„Bitte das Mütterchen um Verzeihung und künftig thu's nicht wieder. Ich habe gesehen, wie du den Apfel genommen hast."

Der Junge weinte und bat um Verzeihung.

„So ist's recht, hier hast du einen Apfel."

Und Awde'itsch nahm aus dem Korb einen Apfel und gab ihn dem Jungen.

„Ich werd' ihn dir bezahlen," sagte er dabei.

„Verwöhnst sie, diese Taugenichtse," rief die Alte. „Man muß ihn so belohnen, daß er eine Woche lang nicht sitzen kann."

„Eh Mütterchen, Mütterchen, so würde es sein, wenn es nach uns ginge. Aber nach Gottes Willen ist es nich so. Was sollte wohl, wenn man ihm wegen eines Apfels die Rute gäbe, mit uns geschehen für unsere Sünden?"

Und Awde'itsch erzählte der Alten das Gleichnis, wi der Gutsherr dem Zinsbauer die ganze Schuld erließ und

der Zinsbauer ging hin und begann, seinen Schuldner zu würgen.

Die Alte horchte auf, auch der Junge hörte zu.

„Gott befahl, zu vergeben," sagte Awde'itsch, „sonst wird auch uns nicht vergeben werden. Allen muß man verzeihen, und dem Unvernünftigen um so mehr."

Die Alte nickte und seufzte:

„Ja ja, aber sie sind zu unbändig geworden."

„So müssen wir, Alte, sie belehren."

„Auch ich sage ja so. Hatte selbst sieben Kinder — nur eine Tochter ist mir geblieben."

Die Alte erzählte, wo und wie sie bei ihrer Tochter lebt, wie viele Enkel sie hat.

„Wenn ich auch nicht mehr viel Kraft habe, so mühe ich mich doch noch ab. Die Enkel thun einem leid, es sind gute Kinder; so herzig wie sie ist keiner zu mir. Besonders Atßjutka läßt gar nicht von mir ab. Großmutter, traute Großmutter ..." Die Alte wurde ganz weich. „Es ist ja nur eine Kinderei mit dem Jungen da. Gott mit ihm."

Bei diesen Worten wirft sie den Sack über die Schulter. Der Junge springt herzu und sagt:

„Laß mich den Korb tragen, Großmütterchen, wir haben denselben Weg."

Nebeneinander gingen sie jetzt auf der Straße. Die Alte hatte vergessen, das Geld für den Apfel zu fordern. Awde'itsch sah ihnen nach und hörte, wie sie zusammen sprachen.

Als sie fortgegangen waren, kehrte Awde'itsch zurück, fand die Brille auf der Treppe nicht zerbrochen, nahm die Ahle und setzte sich wieder an seine Arbeit. Er arbeitete ein wenig, die Dunkelheit hatte sich schon recht bemerklich gemacht. Der Anstecker ging vorüber und steckte die Laterne an. Es ist Zeit, Licht anzuzünden, dachte Awde'itsch, machte sein Lämpchen zurecht, hing es auf und arbeitete wieder. Einen Stiefel machte er fertig, beguckte ihn von allen Seiten

und sah, daß er gut war. Er legte seine Instrumente z
sammen, fegte aus, stellte die Lampe auf den Tisch u
holte vom Regal das Evangelium. Wo er gestern ein
Saffianschnitzel eingelegt hatte, wollte er das Buch au
machen, aber es schlug sich an einer anderen Stelle auf. U
wie das heilige Buch aufgeschlagen vor ihm lag, entsann
sich des gestrigen Traumes. Und da war es ihm plötzl
als höre er hinter sich Schritte. Er schaut sich um und sieh
Menschen stehen in der dunklen Ecke, aber er vermag
nicht zu erkennen. Und eine Stimme flüstert ihm ins Oh

Martyn! Martyn! Hast du mich nicht erkannt?

Wen? fragte Awde'itsch.

Mich, sagte die Stimme. Ich bin es.

Und es trat aus der dunklen Ecke Stepanitsch —
lächelte und zerrann wie ein Wölkchen.

Das bin ich auch, sagte die Stimme und aus der dunkle
Ecke trat das Weib mit dem Kindchen — das Weib lächelt
das Kindchen lächelte, und sie verschwanden.

Das bin ich auch, sagte die Stimme und es näherte sic
die Alte mit dem Knaben — der Knabe hielt den Apfe
beide lächelten und verschwanden.

Fröhlich ward es Awde'itsch auf der Seele, er bekreuzt
sich, setzte die Brille auf und las im Evangelium, wo e
aufgeschlagen war. Oben auf der Seite las er Matthäus 25
Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset
Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ic
bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget. Un
unten auf der Seite las er noch: Wahrlich, ich sage euch
Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringste
Brüdern, das habt ihr mir gethan. Und Awde'itsch begriff,
daß der Traum ihn nicht betrogen, daß zu ihm an diesem
Tage sein Heiland gekommen war und er ihn empfangen
hatte.

Gold.

Vor langer Zeit lebten unweit Jerusalem zwei Brüder, der ältere hieß Afanaßij, Joann der jüngere. Sie lebten auf einem Berge bei der Stadt und nährten sich von dem, was ihnen die Leute gaben. Ihre Tage verbrachten die Brüder mit Arbeit; nicht für sich, sie arbeiteten für die Armen. Zu Menschen, die unter der Last ihrer Arbeit seufzten, zu Kranken, Waisen und Witwen gingen sie, verrichteten Arbeit und schieden ohne Zahlung zu nehmen. So verbrachten die Brüder die ganze Woche getrennt von einander und kamen nur jeden Sonnabend Abend in ihrer Behausung zusammen, verlebten den Sonntag gemeinsam, beteten und unterhielten sich. Und Gottes Engel kam herab zu ihnen und segnete sie. Am Montag gingen sie wieder auseinander, jeder nach seiner Seite. So lebten die Brüder viele Jahre und jede Woche kam der Engel zu ihnen und segnete sie.

An einem Montag, als sie nach verschiedenen Seiten zur Arbeit gingen, that es Afanaßij leid, sich von dem geliebten Bruder zu trennen, weshalb er stehen blieb und zurückschaute. Auch Joann blieb stehen, hielt eine Hand vor die Augen und sah aufmerksam auf eine Stelle; dann näherte er sich derselben, sprang aber plötzlich, als ob ein wildes Tier ihm nachsetzte, von Berg zu Berg. Afanaßij war sehr verwundert und ging zu dieser Stelle, um in Erfahrung zu bringen, worüber sein Bruder in solchen Schrecken geraten sei. Wie er nahe kommt, sieht er: es blitzt etwas in der Sonne; und wie er angelangt ist, sieht er auf dem Grase, als ob es mit einem Maß ausgeschüttet wäre, einen Haufen Gold.

Worüber mag er sich erschreckt haben und weshalb ist er fortgelaufen? dachte Afanaßij. Im Golde ist keine Sünde. Die Sünde ist im Menschen. Mit Gold kann man Unheil vollbringen, aber man kann auch Gutes thun — wie viele Waisen und Witwen kann man ernähren, wie viele Nackte kleiden, wie vielen Dürftigen und Kranken kann man mit diesem Golde Beistand leisten! Wir dienen freilich jetzt auch den Menschen, aber unser Dienst ist gering nach unserer geringen Kraft, mit diesem Golde jedoch können wir den Menschen ersprießlicher dienen.

Afanaßij wollte das alles dem Bruder sagen, Joann aber befand sich bereits außer Gehörweite, fern auf dem anderen Berge war er wie ein Käferchen zu sehen.

Und Afanaßij nahm sein Oberkleid ab, schüttete Gold hinein, wie viel er zu tragen Kraft hatte, packte es auf die Schulter und trug es in die Stadt; er trat in ein Wirtshaus, übergab dem Wirte das Gold und ging, das übrige zu holen. Als er den ganzen Fund beisammen hatte, erhandelte er von den Kaufleuten Baustellen in der Stadt, kaufte Steine und Bauholz, nahm Arbeiter an und baute drei Häuser: ein Asyl für Witwen und Waisen, ein Siechenhaus, eine Herberge für Pilger und Bettler. Und er fand drei fromme Greise; dem einen vertraute er die Aufsicht über das Asyl an, über das Siechenhaus dem zweiten, dem dritten über die Herberge. Dreitausend Goldstücke blieben ihm noch übrig und er gab jedem der Greise ein Tausend, um den Notleidenden an die Hand zu gehen. Die drei Häuser füllten sich bald mit Insassen und die Leute lobten Afanaßij für alles, was er gethan. Und so groß war seine Freude darüber, daß er Lust verspürte, die Stadt nicht mehr zu verlassen. Weil er aber seinen Bruder liebte, nahm er Abschied. Kein einziges Goldstück hatte er für sich behalten, in derselben alten Kleidung, in welcher er gekommen war, machte er sich auf den Rückweg.

Wie er sich dem Berge nähert, geht es ihm durch den

Sinn: der Bruder hat es nicht recht erwogen, daß er vom Golde sich abwendete und davonlief — habe ich nicht besser gethan?

Als er so gedacht hatte, sieht er plötzlich am Wege jenen Engel stehen, welcher den Bruder und ihn gesegnet, und finster auf ihn blicken. Starr stand Afanaßij da und fragte nur: „Wofür, Herr?"

Und der Engel öffnete die Lippen und sagte:

„Weiche von hinnen, du bist nicht würdig, mit deinem Bruder zu leben. Der eine Sprung deines Bruders gilt mehr als alle Thaten, welche du mit Golde gethan hast."

Afanaßij sprach davon, wie vielen Armen und Pilgern er Nahrung gereicht, wie viele Waisen er verpflegt habe. Und der Engel redete zu ihm:

„Derselbe Teufel, welcher das Gold niederlegte, um dich zu verführen, hat dich auch diese Worte gelehrt."

Afanaßij schlug das Gewissen und er begriff, daß er seine Thaten nicht zu Gottes Preis gethan, und er weinte und bereute.

Da trat der Engel aus dem Wege und gab die Straße frei, auf welcher Joann, seinen Bruder erwartend, stand.

Seit dieser Zeit gab sich Afanaßij nicht mehr der Verführung des Teufels hin, der das Gold ausgeschüttet hatte, und erkannte, daß man nicht durch Gold, sondern nur durch Arbeit Gott und den Menschen dienen könne.

Und die Brüder lebten zusammen wie früher.

Drei Greise.

Der Bischof von Archangelsk fuhr zu Schiff nach Ssolowki.*) Auf demselben Schiff fuhren auch Pilger zu den heiligen Stätten. Der Wind war günstig, das Wetter klar, kein Schaukeln ließ sich spüren. Einige der Pilger hatten sich ausgestreckt, andere aßen, wieder andere saßen zusammen und unterhielten sich. Auch der Bischof kam auf Deck und ging auf und ab. Viel Volks hat sich im Vorderteil versammelt. Ein Bäuerlein deutet mit der Hand über Steuerbord und alle hören zu. Der Bischof bleibt stehen und blickt in die Richtung, wohin das Bäuerlein zeigt: nur das Meer ist zu sehen, das in der Sonne glitzert. Um zuzuhören, tritt er näher.

Wie das Bäuerlein den Bischof sah, nahm es die Mütze ab und verstummte; auch die anderen grüßten und bezeigten ihre Ehrfurcht.

„Laßt euch nicht stören, Kinder," sagte der Bischof. „Ich möchte auch hören, was du, guter Mensch, erzählst."

„Von den Greisen erzählt uns der Fischer," bemerkte ein etwas kühnerer Kaufmann.

„Von den Greisen?" forschte der Bischof, trat näher und setzte sich. „Laß hören. Wohin zeigtest du?"

„Dort leuchtet eine Insel auf," entgegnete der Bauer und wies nach rechts. „Auf der Insel leben die Greise und suchen ihr Seelenheil."

„Aber wo ist die Insel?"

*) Ssolowki: das Wallfahrtskloster Ssolowezk im weißen Meer, nördlich von Archangelsk.

„Belieben Sie, meiner Hand zu folgen — bemerken Sie die Wolke dort; links von ihr, etwas tiefer, zieht sie sich wie ein Streifen hin."

Der Bischof sieht und sieht. Auf dem Wasser leuchtet die Sonne und er kann, geblendet, mit seinen ungeübten Augen nichts erspähen.

„Ich sehe nichts," läßt er sich vernehmen. „Was sind das für drei Greise, die auf jener Insel wohnen?"

„Männer Gottes," antwortet das Bäuerlein. „Oftmals hatte ich von ihnen gehört, ehe sich mir Gelegenheit bot, sie zu sehen. Aber im vorigen Sommer habe ich sie gesehen."

Und er erzählte, wie er, um zu fischen, ausfuhr und auf die Insel verschlagen wurde; er wußte gar nicht, wo er sich befand. Als er am Morgen wagte, Umschau zu halten, gelangte er an eine Erdhütte und erblickte einen Greis; bald darauf traten aus der Hütte noch zwei Greise. Sie wärmten ihn, gaben ihm zu essen und waren ihm behilflich, das Boot auszubessern.

„Wie sehen sie denn aus?" erkundigte sich der Bischof.

„Der eine, ein kleiner gebückter Mann in zerschlissener Soutane, mag wohl über hundert Jahre alt sein, sein weißer Bart beginnt ins Moosgrüne zu spielen; er lächelt stets voll Güte wie ein Engel des Himmels. Ein wenig größer ist der andere im breiten grauen Bart, ein starker Mann in zerfetztem Kaftan: wie einen Kübel wendete er mein Boot um, nicht mal Zeit hatte ich, ihm beizuspringen — auch er ist freudigen Gemütes. Hochgewachsen tritt dir der dritte entgegen, bis zu den Knieen wallt der schneeweiße Bart, finster sieht er aus, die Augenbrauen hängen über die Augen — er geht nackt, nur umgürtet mit einem Bastschurz."

„Was sprachen sie mit dir?"

„Sie hantierten meistens still, auch miteinander sprachen sie wenig; mehr durch Blicke verständigten sie sich. Ich fragte den Hochgewachsenen, ob sie schon lange auf der Insel

wohnen. Er runzelte die Stirn, murmelte etwas, als o
er sich ärgerte, aber der gebückte Kleine faßte ihn an de
Hand und lächelte — gleich wurde der Große still. Und de
Kleine sagte: ‚Schütz' uns für und für!‘ und lächelte dabei.

Während der Erzählung des Bauern war das Schi
der Insel näher gekommen.

„Jetzt ist die Insel deutlich zu sehen," rief der Kaufman
und zeigte nach der Richtung. „Belieben Euer Eminen
dorthin zu blicken."

Der Bischof lugte scharf aus. In der That sah er wi
ein schwarzes Streifchen die kleine Insel; er sah noch ein
Weile hin und ging dann auf die andere Seite zu
Steuermann.

„Was ist das dort für ein Inselchen?" hub er an.

„Eine namenlose Insel, deren giebt es viele hier."

„Ist es wahr, daß dort Greise ihr Seelenheil suchen?

„Ich hörte davon, Eminenz. Ob's wahr ist, weiß ic
nicht zu sagen. Zwar behaupten die Fischer, sie hätten di
Alten gesehen — aber es kommt ja vor, daß sie ins Blau
hinein schwatzen."

„Gern möchte ich die Greise aufsuchen. Wie läßt sic
das machen?"

„Das Schiff kann nicht anlegen, aber zu Boot ließe sich'
machen; man müßte den Kapitän fragen."

Der Kapitän wurde gerufen.

„Ich möchte die Greise auf der Insel besuchen," sagt
der Bischof. „Könnte man mich hinbringen?"

Der Kapitän redete ab.

„Es ließe sich wohl einrichten. Aber wir verlieren dab
viel Zeit und ich erlaube mir, Eure Eminenz zu versichern
daß es sich nicht der Mühe verlohnt. Ich hörte, daß dor
alte alberne Leute sich aufhalten, die nichts begreifen könne
und stumm sind wie die Fische im Meer."

„Nun, ich möchte hinüber und werde für die Müh
bezahlen. Bringen Sie mich hin."

Der Kapitän mußte sich fügen. Die Matrosen wendeten die Segel und der Steuermann änderte den Kurs — das Schiff hielt auf die Insel zu. Man brachte dem Bischof einen Stuhl hart am Schnabel. Er nahm Platz und sah unverwandt nach vorn. Die Pilger alle hatten sich um ihn versammelt und guckten auf das Inselchen. Wer schärfere Augen hat, sieht auch schon Ufersteine — und jetzt zeigt sich die Erdhütte. Einer der Pilger erblickte bereits die Greise. Der Kapitän brachte ein Fernrohr, hielt es prüfend vor die Augen und reichte es dem Bischof.

„Ja," sagte er, „am Ufer, rechter Hand vom großen Stein, stehen drei Menschen."

Der Bischof richtete das Fernrohr. Drei Menschen sieht er stehen: einen hochgewachsenen Mann; kleiner den anderen; und den dritten ganz winzig — sie stehen am Ufer und halten sich an den Händen.

Der Kapitän näherte sich dem Bischof.

„Wenn Eminenz wünschen, so geruhen Sie von hier aus hinüber zu fahren; wir liegen indes vor Anker."

Er gab das Kommando. Man warf den Anker aus, reffte die Segel — es gab einen Ruck und das Schiff schwankte. Das Boot wurde herab gelassen, die Ruderer sprangen hinein, der Bischof ging die kleine Stiege herunter und setzte sich auf die Bank im Boot. Die Ruderer setzten ein — das Boot schoß zur Insel. In Steinwurfsweite entfernt, sieht man: drei Greise stehen am Ufer — ein hoher Mann, nur umgürtet mit einem Bastgurt; in zerfetztem Kaftan ein anderer, kleiner von Gestalt; und ein verwettertes gebücktes Männchen in zerschlissener Soutane. Sie halten sich an den Händen.

Die Ruderer haken am Land den Bootshaken ein und der Bischof steigt aus.

Grüßend neigen sich die Greise. Er segnet sie, noch tiefer neigen sie sich vor ihm. Der Bischof spricht:

„Ich vernahm," begann er, „daß ihr Gottesgreise hier

euer Seelenheil sucht, für die Menschen zum Herrn Chri
betet. Ich unwürdiger Knecht Christi bin hergerufen du
des Herrn Gnade, seine Herde zu weiden. So wollte
auch euch Knechte Gottes sehen — euch, wenn ich's vern
Belehrung angedeihen lassen."

Die Greise schweigen, sie lächeln und blicken sich an

„Sagt es mir, wie ihr Gnade sucht und Gott die
fuhr der Bischof fort.

Aufseufzend sah der Mann im breiten grauen Bart
den Ältesten, den kleinen gebückten in zerschlissener Sout
stirnrunzelnd blickte auch der Mann mit dem Bastgurt
den Ältesten. Und lächelnd hub der Älteste an:

„Knecht Gottes, wir verstehen nicht, Gott zu dienen
nur uns selber dienen wir."

„Wie betet ihr denn zu Gott?"

„Der Älteste sagte:

„Dies ist unser Gebet: Drei seid ihr, drei sind
schütz' uns für und für."

Als der Älteste also gesprochen hatte, hoben alle
die Augen gen Himmel und riefen:

„Drei seid ihr, drei sind wir, schütz' uns für und f

Der Bischof mußte lächeln und sagte:

„Gehört habt ihr wohl von der Dreieinigkeit, jedoch
Gebet ist nicht das rechte. Ich habe euch lieb gewon
Greise Gottes — ich sehe, daß ihr Gott zu Gefallen le
wollt, indes nicht wißt, wie man ihm dienen muß. N
so muß man beten. Hört mich an, aus Gottes Sch
will ich euch lehren, wie Er befohlen hat, daß alle zu
beten."

Und er begann zu erklären, wie Gott sich den Mens
offenbarte: er sprach zu ihnen von Gott dem Vater, G
dem Sohne, Gott dem heiligen Geist.

„Auf die Erde ist Gott gekommen, die Menschen zu
lösen. Allen lehrte er, zu Ihm zu beten. Hört mi
und wiederholt, wie ich euch vorspreche: „Vater unser.'

Einer der Greise wiederholte: „Vater unser."
Ein anderer wiederholte: „Vater unser."
Und der dritte sprach es nach: „Vater unser."
„Der du bist im Himmel."
Die Greise wiederholten: „Der du bist im Himmel."

Aber der Mann im breiten grauen Bart verwirrte sich und redete nicht richtig; auch der Greis im Bastschurz vermochte nicht klar auszusprechen: borstig hatte ihn der Schnurrbart den Mund überwachsen, so daß er überhaupt nicht rein aussprechen konnte; ganz unverständlich nuschelte der zahnlose Kleine.

Noch einmal wiederholte der Bischof, noch einmal wiederholten die Greise.

Der Bischof ließ sich auf einen Stein nieder, vor ihn stellten sich die Greise, schauten ihm auf die Lippen und wiederholten, während er redete.

Den ganzen Tag, bis zum Abend, mühte sich der Bischof mit den Alten ab: wohl zehn-, zwanzig-, ja hundertmal wiederholte er dasselbe — die Greise haspelten ihm nach. Sie wirrten durcheinander, geduldig verbesserte er und ließ sie von Anfang wiederholen.

Bis die Greise begriffen hatten, hielt der Bischof aus. Sie sprachen ihm nach — sie redeten, ohne daß er vorsprach. Früher als die anderen faßte den Wortlaut der Mann im breiten grauen Bart — ohne Hilfe sprach er das ganze Gebet. Immer und immer wieder ließ es ihn der Bischof wiederholen — und auch die anderen sagten das ganze Gebet.

Dämmerung war eingebrochen, aus dem Meere tauchte der Mond auf, als der Bischof zum Fortgehen sich rüstete. Er nahm Abschied von den Greisen, die sich tief vor ihm neigten. Alle drei küßte er und gebot ihnen, zu beten, wie er es sie gelehrt hatte.

Darauf setzte er sich auf das Boot und fuhr auf das Schiff.

Und wie er zum Schiffe fuhr, vernahm er von
Greisen dreistimmig das Gebet des Herrn. Näher kam
Boot dem Schiffe — vom leisen Wellengeräusch übert
hörte er die Stimmen der Betenden nicht mehr. Je
war im Flimmer des Mondes zu sehen: auf derse
Stelle stehen drei Menschen — winzig der in der M
zur Rechten der Hochgewachsene; links der Mann von m
lerer Figur.

Das Boot legte an, der Bischof klomm an Deck
der Anker wurde gelichtet, man zog die Segel auf, es w
der Wind und das Schiff fuhr weiter.

An Bord gelehnt, blickte der Bischof auf die In
Noch sah man die Greise . . bald verschwanden sie
dem Gesichtskreis . . . das Inselchen aber blieb sichtbar
nach und nach entschwand es . . . mondbeschienen plätsch
das Meer.

Die Pilger legten sich schlafen. Stille ringsum.
der Bischof fand keinen Schlaf, ganz allein saß er
schaute auf das Meer — schaute dorthin, wo die Insel
verlor, und er dachte an die guten Greise. Er grüb
darüber, wie sie sich freuten, daß sie beten gelernt ha
— und er pries Gott, daß er ihm Gelegenheit gegeben,
ehrwürdigen Greisen zu helfen, ihnen des Herrn Wor
verkündigen.

Sinnend sitzt der Bischof, sein Blick schweift über
Meer, wo die kleine Insel verschwindet. Und es flim
ihm vor den Augen: glitzernd — bald hier, bald dort
zuckt Licht vor ihm . . . es naht . . . es verdämmert .
und nun huscht es im Mondhauch. Ist es eine W
mit schneeigen Flügeln? ist's ein Segel, das blend
sich bläht? Aufmerksamen Auges späht der Bischof:
schnelles Segelboot, sinnt er, nimmt unsere Richtu
Blitzschnell nähert es sich. Fern war es noch eben,
nun ist es ganz nahe. Ein Boot scheint's zu sein .
aber sicherlich ist es kein Boot . . . es segelt . . .

einem Segel sieht es nicht ähnlich. Es eilt uns nach, es holt uns ein. Was es ist, vermag der Bischof nicht zu unterscheiden: sicherlich kein Boot mit geblähten Segeln und auch keine Möwe mit schneeigen Flügeln. Eher ähnelt es einem Menschen; aber für einen Menschen ist es zu massig und er kann auch nicht über das Meer eilen. Benommen vor Staunen erhebt er sich und eilt zum Steuermann.

„Siehe," fragt er atemlos, „was ist das? was ist es, Brüderchen?"

Und deutlich, während er fragt, sieht er: die Greise eilen über das Meer, es schimmern und leuchten die wallenden Bärte, ihre Füße bewegen sich nicht, so daß es den Anblick gewährt, als flögen sie über den Wassern.

Der Steuermann blickt sich um, erschrickt und schreit angstvoll:

„Gott! Die Greise jagen uns nach, laufen wie auf trocknem Lande."

Die Pilger hören den Ruf, stürzen herbei zum Steuer. Alle sehen: die Greise eilen dem Schiffe zu, halten sich an der Hand — die beiden Greise an den Seiten winken zum Zeichen, daß das Schiff halten solle. Auf dem Meere, als sei es trockenes Land, bewegen sie sich vorwärts und heben dabei nicht die Füße. Man hatte nicht Zeit gehabt, die Segel einzuziehen, als die Greise beim Schiff waren, ihre Köpfe über Bord erhoben und einstimmig sprachen:

„Wir haben vergessen, Knecht Gottes, haben deine Lehre vergessen. Wie wir es aufsagten, wußten wir es; als wir nach einer Stunde wieder begannen, verlor sich ein Wort: und nun haben wir alles vergessen, alles entschwand uns. Nichts wissen wir, lehre uns wieder."

Der Bischof bekreuzte sich, neigte sich tief vor den Greisen und sagte:

„Euer Gebet bringt zum höchsten Herrn, Greise Got
Nicht mir steht es an, euch zu lehren. Betet für
Sünder."

Und er sank vor ihnen in die Kniee. Noch einen Aug
blick verweilten die Greise, dann kehrten sie zurück i
das Meer.

Bis zum Morgen sah man einen Glanz auf jener S
wo die Greise gegangen waren.

Wovon die Menschen leben.

1.

Ein Schuster lebte mit Frau und Kindern bei einem Bauern zur Miete. Weder Haus noch Land besaß er und ernährte sich und die Familie durch seiner Hände Arbeit. Brot war teuer, billig die Arbeit; was er einbrachte, ging für das tägliche Leben auf. Schuster und Frau besaßen zusammen nur einen Pelz, und auch dieser war abgetragen und zerfetzt, weshalb er sich vornahm, nachdem wieder ein Jahr vergangen, Schaffelle zu einem neuen Pelz zu kaufen.

Als der Herbst kam, hatte sich etwas Geld aufgesammelt: drei Rubel lagen in der Lade der Hausfrau, fünf Rubel fünfundzwanzig Kopeken hatte er bei den Bauern im Dorfe ausstehen.

Am frühen Morgen machte sich der Schuster zurecht, um in das Dorf zu gehen; über das Hemd zog er die wattierte Baumwollenjacke der Frau, darüber seinen tuchenen Kaftan, er steckte den Dreirubelschein zu sich, schnitt einen Stecken zurecht und machte sich nach dem Frühstück auf den Weg. Fünf Rubel erhalte ich von den Bauern, dachte er, die drei Rubel thue ich dazu und kaufe Schaffelle.

Als der Schuster in das Dorf kam, ging er zu einem seiner Kunden; er traf ihn nicht zu Hause, die Bauersfrau aber versprach, im Laufe der Woche ihren Mann mit Geld zu schicken; Geld aber gab sie nicht. Er ging zu dem zweiten Kunden, der schwur hoch und teuer, augenblicklich habe er kein Geld, nur zwanzig Kopeken zahlte er für eine Reparatur. Unser Schuster versuchte nun, die Schaffelle auf Schuld zu nehmen, der Gerber aber kreditierte nicht.

„Bringe Geld," ließ derselbe sich vernehmen, „t
suche aus, was dir gefällt. Wir wissen ja, wie man
Ausstände einzusammeln hat."

Der Schuster hat also nichts ausgerichtet, nur zwe
Kopeken nahm er für Reparatur ein und von einem Ba
bekam er alte Filzstiefel zum Besedern.

Darüber betrübte er sich sehr, für die zwanzig Kop
trank er Schnaps und ging, ohne Felle eingekauft zu ha
nach Hause. Während er geht, schlägt er mit dem St
auf die von Reif überzogenen Steine, während die an
Hand die Filzstiefel schwenkt, und er spricht zu sich selb

Auch ohne Pelz, sagt er, ist mir jetzt warm. Habe
Gläschen getrunken, es rieselt mir durch alle Glieder; e
Schafpelz brauche ich nicht, auch ohne Pelz gehe ich
vergnügt meines Weges. So ein Kerl bin ich nun ein
Was ficht es mich an? Ich kann auch ohne Pelz le
mein' Tage werde ich keinen brauchen. Die Frau fre
wird sich grämen. Es ist ja auch sehr kränkend: du q
dich ab für ihn und er zieht dich an der Nase herum. P
mal auf: bringst du mir nicht das Meine, so nehme ich
deine Pelzmütze, bei Gott, ich nehme sie dir. Was
das heißen! Giebt mir ein Zwanzigkopekenstück!
fängst du mit zwanzig Kopeken an? Natürlich, t
Einen. Er sagt, er sei in Not. Und du, leidest du
nicht Not? Er hat Haus und Vieh und alles, und
selbst bin alles in allem. Er hat eigenes Brot, ich
muß mir's sauer verdienen. Wo ich's auch herhole,
drei Rubel in der Woche muß ich allein für Brot
geben. Komme ich jetzt nach Hause, wird's mit dem L
am Rande sein, muß wieder mit anderthalb Rubeln
ausrücken. Gieb du mir das meine!

Unter diesem Selbstgespräch kam er um die Ecke
Kapelle. Vor ihm schimmerte etwas. Bereits begann
zu dämmern. Scharf blickte der Schuster hin, verm
indes nicht genau zu unterscheiden. Ein Stein, denkt

lag hier nicht. Vieh kann es auch nicht sein. Ein Kopf, ähnlich einem Menschen . . . für einen Menschen aber ist es zu weiß. Wie er näher kommt, sieht er welch ein Wunder: sitzt da nackt, lebendig oder tot, ein Mensch, lehnt sich an die Kapelle, regt sich nicht. Dem Schuster wurde ängstlich zu Mut, er denkt: ein Mensch ist ermordet und ausgeplündert, die Leiche hat man liegen lassen. Mische ich mich ein, so werde ich in diese Sache verwickelt.

Und der Schuster ging weiter; der Mensch war nicht mehr zu sehen. Als er die Kapelle hinter sich hatte, blickte er sich um; da sieht er wieder den Menschen, der sich jetzt zu regen scheint, als ob er etwas aufmerksam betrachte. Noch ängstlicher wurde dem Schuster zu Mut. Soll er sich ihm nähern? soll er weiter gehen? Möchte nur, wenn ich ihm beispringe, mir selbst nichts Arges begegnen! Wer kann wissen, was das für Einer ist! Um Gutes zu thun, hat er sich hier nicht eingefunden. Trete ich heran, gleich ist er an mir und erwürgt mich. Und wenn er mir nicht den Garaus macht, so habe ich ihn auf dem Halse. Was soll ich mit einem Nackten anfangen? Von mir kann ich doch nichts herunterreißen und ihm das letzte geben. Möge Gott mich gnädig vorüber bringen!

Er beschleunigte seine Schritte. Bald aber bekam er Gewissensbisse und blieb stehen.

Was thust du, Ssemjon? sagte er zu sich selbst. Der Mensch stirbt in der Not und du bekommst Angst, gehst vorüber. Bist wohl plötzlich reich geworden und fürchtest, man raube dir deinen Reichtum? Ei, Ssemjon, das ist nicht wohlgethan.

2.

Ssemjon ging zu dem Menschen. Als er nahe war, betrachtete er ihn aufmerksam. Vor sich hat er einen jungen gesunden Mann, keine Spur einer Gewaltthat ist auf dem Körper zu bemerken, nur sieht er durchfroren und ver-

schüchtert aus — noch immer sitzt er angelehnt, er blic
Ssemjon nicht an, als ob er so geschwächt wäre, daß
die Augen nicht zu öffnen vermag. Ssemjon tritt dicht v
ihn. Plötzlich kommt der Mensch zu sich, wendet den Kop
öffnet die Augen und blickt auf Ssemjon. Von diese
Blicke an gefiel der Mensch dem Ssemjon, er warf die Fil
stiefel auf die Erde, nahm den Gürtel ab, legte denselb
auf die Stiefel und zog den Kaftan aus.

Was ist da weiter zu schwatzen, meint er. Ziehe ih
das da an — und vorwärts!

Ssemjon faßte den Menschen unter die Arme und h
ihm, sich zu erheben. Der Mensch erhob sich. Ssem
sieht einen zarten reinlichen Körper, Hände und Füße si
unbeschädigt, das Gesicht ist voll Liebreiz. Ssemjon w
ihm den Kaftan über die Schulter, war ihm behilflich,
die Ärmel zu kommen, und umgürtete ihn.

Die Mütze nahm Ssemjon vom Kopfe, wollte sie d
Nackten aufsetzen; aber ihm selbst wurde es kalt um d
Kopf; ich habe eine Glatze, denkt er, er aber hat lange lock
Haare. Und er setzte die Mütze wieder auf. Lieber n
ich ihm die Filzstiefel anziehen.

Er ließ ihn niedersitzen und zog ihm die Filzstiefel
Nachdem er ihn auf solche Weise bekleidet hatte, sa
der Schuster:

„So ist's recht, Bruder. Nun mußt du dir Bewegu
machen, um warm zu werden. Kannst du gehen?"

Der Mensch rührt sich nicht von der Stelle, anmu
blickt er Ssemjon an, vermag aber nicht zu sprechen.

„Was redest du denn nicht? Wir können ja hier n
überwintern. Man muß doch ins Warme kommen. Ni
meinen Stecken und stütze dich auf mich, wenn du
schwach fühlst."

Und der Mensch ging, leicht schritt er, blieb n
zurück.

„Wo bist du zu Hause?"

„Ich bin nicht aus hiesiger Gegend."

„Die Hiesigen kenne ich alle. Wie kamst du aber zur Kapelle?"

„Ich vermag's nicht zu sagen."

„Dir haben wohl Menschen ein Leid gethan?"

„Niemand that mir Böses an. Gott hat mich gestraft."

„Versteht sich, alles kommt von Gott. Aber irgendwo muß man doch unterkriechen. Wohin mußt du gehen?"

„Mir ist es einerlei."

Ssemjon wundert sich. Er hat es mit keinem Taugenichts zu thun, sanft ist die Rede des Fremden, trotzdem aber bleibt er verschlossen. Ssemjon denkt: was kann nicht alles auf der Welt vorkommen.

„Komm zu mir in mein Haus," sagt er darauf zu dem Menschen, „wirst dich ein wenig erholen."

Ssemjon geht, der Fremde bleibt neben ihm. Ein Wind hatte sich erhoben, wehte dem Ssemjon unter das Hemd, der Rausch verlor sich allmählich und es fröstelte ihn. Fester hüllt er sich in die Jacke seiner Frau und denkt dabei: da hast du nun deinen Pelz. Des Pelzes wegen bin ich gegangen und nun komme ich ohne Kaftan nach Haus, bringe obenein einen Nackten mit. Matrjona wird mich dafür nicht loben! Wie er an seine Matrjona denkt, wird ihm ganz traurig zu Mut; als er aber auf den Fremden blickt, freut sich sein Herz.

3.

Zeitig hatte Ssemjons Weib ihr Hauswesen in Ordnung gebracht, Holz war gehackt, Wasser getragen, die Kinder waren gefüttert, sie selbst hatte gegessen und nun überlegte sie, wann sie den Brotteig einstellen sollte: heut oder morgen. 's ist noch ein großes Ende geblieben. Hat der Ssemjon im Dorf gegessen und ißt er zum Abendbrot nicht viel, so wird das Brot langen.

Matrjona wendet die Kante hin und her und den werde heut den Teig nicht aufsetzen. Überhaupt haben nur noch Mehl zu einem Gebäck. Bis Freitag werden wi noch hinziehen.

Sie legte das Brot beiseite und setzte sich an den Ti um ein Hemd ihres Mannes zu flicken. Während sie fli malt sie sich aus, wie ihr Mann die Felle einkauft.

Wenn ihn nur der Gerber nicht hintergeht! M Ssemjon ist ja so voll Einfalt. Er selbst wird keinen h ters Licht führen, mit ihm aber wird ein Kind fertig. Rubel sind keine Kleinigkeit, einen guten Pelz kann n dafür bekommen. Habe mich im letzten Winter ohne Pelz helfen müssen: nirgendwohin, nicht einmal zum Spülen Flüßchen konnte ich gehen. Ging er aus, so mußte er a anziehen, und mir blieb nichts. Er ist schon lange f müßte längst zurück sein. Ob mein Falke nicht irgend hängen geblieben ist?

Kaum hatte es Matrjona gedacht, als die Stufen der Vortreppe knarrten. Sie steckte die Nadel fest und in das Vorhaus. Sie sieht: Zwei sind gekommen Ssemjon und mit ihm ein Bauer in Filzstiefeln ohne Mü

Sofort spürte Matrjona den Branntweingeruch, von ihrem Manne ausging. Es ist so gekommen, d sie, wie ich's mir vorgestellt habe. Und wie sie sieht, er ohne Kaftan ist, nur in ihrer Jacke, und nichts bringt, wie er schweigt und das Gesicht verzieht, will das Herz stillstehen. Das Geld vertrank er, mit irge einem Lumpen brachte er es durch, und den schleppt er noch mit.

Sie ließ beide eintreten. Vor ihr steht ein frem junger magerer Mensch, ihres Mannes Kaftan hat er das Hemd unter demselben ist nicht zu sehen, er trägt k Mütze. Regungslos steht er da, hebt auch die Au nicht auf. Matrjona denkt: das kann kein guter Me sein — er ist so scheu.

Sie machte ein verdriesslicheß Gesicht und trat an den Ofen.

Ssemjon nahm die Mütze ab und setzte sich auf die Bank, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Matrjona," sagte er, „gieb doch das Abendbrot."

Matrjona brummte sich etwas unter die Nase und rührte sich nicht vom Fleck, bald blickte sie den einen an, bald den anderen, und schüttelte nur mit dem Kopfe. Ssemjon bemerkte wohl, dass sein Weib nicht bei Laune sei. Er thut aber, als sähe er es nicht, und nimmt den Fremden bei der Hand.

„Setze dich, Bruder," sagte er, „wir wollen zu Abend essen."

Der Fremde setzte sich auf die Bank.

„Hast du denn kein Abendbrot?"

Matrjona lief die Galle über.

„Abendbrot habe ich, aber nicht für dich. Hast deinen Verstand vertrunken, wie ich sehe. Nach einem Pelz ist er gegangen, ohne Kaftan kommt er zurück und bringt einen nackten Landstreicher mit. Ich habe kein Abendbrot für euch Trunkenbolde."

„Höre auf, Matrjona, schnattre nicht sinnlos. Frage erst, was das für ein Mensch ist . . ."

„Sage du, wo du das Geld verthan hast."

Ssemjon griff in die Tasche, nahm den Dreirubelschein heraus und legte ihn auf den Tisch.

„Hier ist das Geld. Trofimow zahlte nicht, er hat die Zahlung zu morgen versprochen."

Noch mehr packte Matrjona der Ärger an.

„Den Pelz hat er nicht gekauft, aber den letzten Kaftan zog er einem Nackten an und nahm ihn mit nach Haus."

Sie griff nach dem Schein, ging beiseite, um ihn zu verwahren, und sprach dabei:

„Ich hab' kein Abendbrot. Allen Trunkenbolden kann ich nicht zu essen geben."

„Eh, Matrjona, nicht so schnell mit der Zunge — höre erst an, was man dir sagt."

„Von einem betrunkenen Narren werde ich viel Vernünftiges zu hören bekommen. Nicht umsonst wollte ich dich Trunkenbold nicht heiraten. Die Leinwand, die mein Mütterchen mir gegeben, hast du vertrunken — nach dem Pelz bist du gegangen — alles hast du vertrunken."

Ssemjon will dem Weibe auseinandersetzen, daß er nur zwanzig Kopeken vertrunken habe, sagen will er ihr, wie er zu dem Menschen gekommen sei, Matrjona aber läßt ihn nicht ein Wort aussprechen, es sprudelt nur so aus ihr, immer zwei Worte sagt sie auf einmal; was vor zehn Jahren gewesen, auch das bringt sie aufs Tapet.

Sie redete sich außer Atem, lief zu Ssemjon und faßte ihn am Ärmel.

„Gieb mir meine Jacke! Eine Jacke habe ich nur noch und selbst die hast du mir genommen und dir angezerrt. Gieb sie her, du Schubbiack — hol' dich der Teufel!"

Ssemjon wollte die Jacke ausziehen, drehte aber dabei die Ärmel um. Das Weib zog, die Jacke knackte in den Nähten. Matrjona riß die Jacke an sich, warf sie über den Kopf und lief an die Thür. Sie wollte hinausgehen, besann sich aber und blieb stehen; im Zorn möchte sie ihr Gift von sich schleudern, zugleich aber wissen, was es mit dem Menschen für eine Bewandtnis habe.

4.

„Wär's ein guter Mensch," ließ sich Matrjona wieder vernehmen, „so würde er nicht nackt herumlaufen; nicht mal ein Hemd hat er auf dem Leibe. Auf schlimmem Wege bist du gewesen und willst deshalb nicht sagen, wie du zu dem feinen Herrn gekommen bist."

„Ich sag's dir ja, Matrjona: wie ich auf dem Wege bin, sitzt er an der Kapelle ohne Kleidung, ganz erfroren. 's ist ja nicht Sommer, daß man nackt sitzen könnte.

Gott hat mich zu ihm geführt, ohne mich wäre er verloren gewesen. Was war da weiter zu thun? Manches kommt auf der Welt vor. Ich bekleidete ihn, so gut ich's vermochte, und nahm ihn mit mir. Fahre nicht auf, es ist Sünde, Matrjona. Man muß an den Tod denken."

Im Begriff, wieder von neuem anzufangen, sah Matrjona auf den Fremden und schwieg. Der Fremde rührte sich nicht, er saß da, wie er sich auf den Rand der Bank gesetzt hatte — die Hände über die Kniee gefaltet, den Kopf geneigt, mit geschlossenen Augen; als ob ihn etwas quäle, zieht er die Brauen zusammen. Matrjona redete kein Wort. Da sagte Ssemjon:

„Matrjona, ist denn kein Gott in dir?"

Matrjona blickte noch immer auf den Fremden. Ihr Groll war auf einmal verschwunden. Sie stellte einen Napf auf den Tisch, goß Dünnbier hinein und legte die Brotkante, das Messer und die Löffel daneben.

Ssemjon lud den Gast ein, schnitt das Brot, brockte es ein, und sie begannen zu essen. Matrjona setzte sich zu ihnen, stützte den Kopf auf eine Hand und sah unverwandt auf den Fremden.

Sie fühlte Mitleid mit ihm und er ward ihr lieb. Und plötzlich heiterte sich sein Gesicht auf, die Runzeln auf seiner Stirn wichen, auch er blickte Matrjona an und lächelte.

Nach dem Abendbrot hatte Matrjona abgetragen. Jetzt fragte sie den Fremden aus.

„Wo bist du zu Hause?"

„Ich bin nicht aus hiesiger Gegend."

„Wie kamst du zur Kapelle?"

„Ich kann es nicht sagen."

„Wer hat dir ein Leid gethan?"

„Gott hat mich gestraft."

„Nackt saßest du da?"

„Nackt saß ich da, war im Erfrieren. Ssemjon sah

mich, empfand Mitleid, bekleidete mich mit seinem Kaft
und brachte mich hierher. Und du gabst mir zu essen,
trinken, auch du hattest Mitleid mit mir. Gott wird Eu
beschützen!"

Matrjona stand auf, nahm vom Fenster Ssemsons alt
Hemd — dasselbe, welches sie geflickt hatte — und reich
es dem Fremden; auch eine Hose fand sie und gab sie ih

„Nimm. Ich sehe ja, du hast kein Hemd. Lege d
nieder, wo es dir gefällig ist — dort in den Vorraum od
auf den Ofen."

Der Fremde zog Hemd und Hose an und legte sich
den Vorraum. Matrjona aber nahm den Kaftan, lösch
das Licht aus und bettete sich neben ihrem Manne.

Mit der Hälfte des Kaftans zugedeckt, lag sie da u
konnte nicht einschlafen, der Fremde kam ihr nicht aus d
Gedanken. Wie sie daran denkt, daß er die letzte Brotlai
gegessen, daß zu morgen kein Brot übrig ist, daß sie He
und Hose fortgegeben, wird ihr bänglich zu Mut; aber se
Lächeln kommt in ihre Gedanken, und da jubelt ihr He

Lange vermochte sie nicht einzuschlafen; wie sie hört, d
auch Ssemson nicht schläft, zieht sie den Kaftan weit
über sich.

„Ssemson!"

„He?"

„Ihr habt ja das letzte Brot aufgegessen und ich ha
kein neues aufgestellt. Ich weiß nicht, wie ich's morg
machen soll, werde wohl bei der Gevatterin Malanja bitt
müssen."

„Leben wir, so werden wir auch satt sein."

Das Weib lag eine Weile schweigend.

„Er scheint dennoch ein guter Mensch zu sein. Ab
weshalb spricht er nicht offen?"

„Wahrscheinlich geht es nicht an."

„Ssemson!"

„He?"

„Wir helfen anderen. Weshalb hilft uns niemand?"

Ssemjon wußte nicht, was er antworten sollte.

„Hör' auf zu reden," sagte er, drehte sich um und schlief ein.

5.

Als Ssemjon am Morgen aufwachte, schliefen die Kinder noch. Die Frau war ausgegangen, um bei der Nachbarin Brot zu leihen. Auf der Bank, im alten Hemd und in den Hosen, sitzt der Fremde und blickt zum Ofen. Sein Gesicht ist lichter als gestern.

„Nun, lieber Mensch," redet ihn Ssemjon an, „der Leib verlangt Nahrung und der nackte Körper Kleidung. Man muß für Leibes Nahrung und Notdurft sorgen. Was kannst du arbeiten?"

„Ich verstehe nichts."

Ssemjon wundert sich und sagt:

„Wenn man nur Lust hat, der Mensch vermag alles zu lernen."

„Die Menschen arbeiten, auch ich werde arbeiten."

„Wie heißest du?"

„Michail."

„Willst du dich mir nicht offenbaren, so ist das deine Sache. Ernähren aber mußt du dich. Arbeite, wie ich dich anweise, dann will ich für dich sorgen."

„Gott beschütze dich, ich werde lernen. Zeige mir an, was ich thun soll."

Ssemjon nahm einen Pechdraht und machte eine Öse.

„Sieh genau her, 's ist keine Schwierigkeit dabei."

Michail merkte genau auf und machte eine Öse.

Ssemjon gab weitere Anweisung. Michail begriff alles sogleich.

Was für eine Arbeit der Meister ihm anzeigte, Michail erwies sich gelehrig und geschickt. Bereits am dritten Tage schaffte er so, als ob er sein Leben lang geschustert hätte.

Er arbeitet, ohne aufzublicken, und ißt wenig. Ist bei de
Meister keine Arbeit, so sitzt Michail schweigend da u
blickt nach oben, er geht nicht auf die Straße, kein übe
flüssiges Wort kommt aus seinem Munde, er treibt kein
Scherz, er lacht nicht.

Nur das eine Mal sahen die Schustersleute, wie
gelächelt hatte: am ersten Abend, als ihm die Frau d
Abendbrot gereicht.

6.

Tag reihte sich an Tag, Woche an Woche — und
Jahr war um.

Noch immer wohnt Michail bei Ssemjon und arbeit
Über Ssemjons Gesellen war das Gerücht verbreitet, n
mand verstehe wie er, sauber und dauerhaft die Stiefel
nähen. Aus der Umgegend kamen die Leute, um
Stiefel machen zu lassen, so daß Ssemjons Besitz
mehrte.

Einmal im Winter sitzen Meister und Geselle und
beiten. Ein verdeckter Schlitten mit einem Dreigespa
kommt angefahren; es klingeln die Glöckchen an dem H
der Pferde. Der Schlitten hielt, ein Diener schwang
vom Bock und öffnete die Wagenthür. Ein Herr im P
stieg aus. Als er an die Vortreppe von Ssemjons H
gekommen war, riß Matrjona weit die Thür auf.
Herr bückte sich, trat in die Stube, dann reckte er sich
— beinahe stieß er mit dem Kopf an die Decke, etwa
vierten Teil der Stube nahm er ein.

Ssemjon stand auf, verbeugte sich und schaute
Verwunderung den Besucher an. Einen solchen Mensc
hatte er noch nie gesehen. Ssemjon selbst ist mager, ma
ist auch Michail und Matrjona dünn wie ein Sp
Der fremde Mann aber macht den Eindruck, als käme
aus einer anderen Welt; sein Gesicht ist rot, gequoll

der Hals wie bei einem Ochsen, der ganze Mensch wie aus Eisen gegossen.

Der Herr verschnaufte sich, legte den Pelz ab, setzte sich auf die Bank und sagte:

„Wer ist hier der Meister?"

Ssemjon trat vor und entgegnete:

„Ich, Euer Gnaden."

Der Herr winkte dem Diener.

„Gieb die Ware her."

Der Diener brachte einen Packen, welchen der Herr in Empfang nahm und auf den Tisch legte.

„Aufbinden!" befahl er.

Der Diener band den Packen auf.

„Nun, Schuster," fragte der Fremde, „siehst du die Ware?"

„Ich sehe sie, Euer Wohlgeboren."

„Begreifst du, was das für eine Ware ist?"

Ssemjon betastete dieselbe und sagte:

„Gute Ware!"

„Ich glaube wohl, daß sie gut ist. Du Dummkopf hast ja noch nie eine solche Ware gesehen. Deutsche Ware! Zwanzig Rubel habe ich dafür bezahlt!"

Verschüchtert sagte Ssemjon:

„Wo sollten wir dergleichen gesehen haben?"

„Will's glauben. Kannst du aus dieser Ware Stiefel auf meinen Fuß machen?"

„Ich kann's, Euer Gnaden."

Der Herr schrie ihn an.

„Begreife aber, für wen du arbeitest und was das für ein besonderes Leder ist. Mache mir Stiefel, welche ein Jahr lang sich tragen, ohne schief zu werden, ohne in den Nähten zu platzen. Wenn du's verstehst, greife zu — schneide das Leder zurecht. Verstehst du's nicht, so lasse deine Hand ab, verschneide nicht das Leder. Im voraus sage ich dir: platzen die Stiefel oder werden sie in einem

Jahre schief, so bringe ich dich ins Gefängnis Treten si
sich nicht schief, halten sie ein rundes Jahr, so zahle ich di
zehn Rubel für deine Arbeit."

Ssemjon wurde ängstlich zu Mut, er wußte nicht, wa
er erwidern sollte; er guckt auf Michail, zupft ihn am Ellu
bogen und flüstert:

„Soll man's annehmen?"

Michail nickt mit dem Kopfe, als wolle er sagen: nimm
die Arbeit.

Nunmehr erklärte Ssemjon sich bereit, Stiefel zu nähen
die weder schief werden noch sich zertrennen. Der Herr g
bot seinem Diener, ihm den Stiefel vom linken Fuß abzu
ziehen, und streckte das Bein aus.

„Nimm Maß!"

Ssemjon nähte einen langen Papierstreifen zusamme
faltete ihn, stellte sich auf die Kniee, wischte seine Hände
der Schürze, um den Strumpf des Herrn nicht zu b
schmutzen, und begann Maß zu nehmen. Er maß Sol
und Fußblatt ab; als er aber an die Wade kam, reich
der Streifen nicht aus — die Wade war wie ein dick
Balken.

„Passe auf, daß der Schaft nicht zu eng wird!"

Ssemjon vergrößerte den Streifen. Der Herr bewe
die Zehen im Strumpf, sah sich in der Hütte um und
blickte Michail.

„Wer ist denn der da?" herrschte er Ssemjon an.

„Der gerade ist mein Meister," entgegnete Ssemj
„der wird die Stiefel nähen."

„Denke daran, daß die Stiefel ein Jahr halten müsse

Auch Ssemjon sah auf Michail und bemerkte, daß d
selbe gar nicht auf den Herrn achtete, sondern in die
starrte, als ob dort etwas seine Aufmerksamkeit vollstän
in Anspruch nähme. Michail sah und sah — plötzlich läch
er, sein Antlitz wurde licht.

„Was fletschest du die Zähne, Dummkopf!" fuhr ihn der fremde Herr an. „Achte lieber darauf, daß meine Stiefel rechtzeitig fertig werden."

„Genau zur Zeit werden sie fertig," erwiderte Michail.

„Halte dich zu!"

Der Herr zog den Stiefel wieder an, hüllte sich fest in seinen Pelz ein und ging zur Thür; aber er vergaß sich zu bücken und stieß mit dem Kopf an den Querpfosten.

Er geriet ins Schimpfen, rieb seinen Kopf, setzte sich in den Wagen und fuhr fort.

Als der Herr fortgefahren war, sagte Ssemjon:

„Der ist mal fest — den Pfosten hat er beinahe ausgestoßen, aber es macht ihm nichts aus."

Und Matrjona rief:

„Wie sollen bei ihrem üppigen Leben diese Leute nicht robust sein! So einen kann selbst der Tod nicht unterducken."

7.

Und Ssemjon sagte zu Michail:

„Genommen haben wir wohl die Arbeit. Daß wir damit nur nicht ins Unglück geraten! Teure Ware, und der Herr ist böse. Schärfer sind deine Augen, du hast auch den rechten Griff besser in den Händen als ich. Nimm das Maß, schneide das Leder zu. Ich werde inzwischen ein Paar Vorschuhe fertig nähen."

Michail that, wie ihm geheißen; er nahm das Leder, breitete es auf dem Tisch aus, legte es zusammen und schnitt zu.

Matrjona trat hinzu und konnte sich nicht genug verwundern. Auch sie ist in die Schusterarbeit eingewöhnt. Sie sieht, daß Michail Totenschuhe zuschneidet.

Sie wollte etwas sagen, unterließ es jedoch. Wahrscheinlich, überlegte sie, begriff ich nicht recht, was der Herr bestellt hat. Michail muß es besser wissen, ich will mich nicht einmischen.

Michail schnitt das Paar zu, dann begann er zu
— aber nicht mit einem Doppelfaden nach Schu
sondern mit einem einfachen Faden, wie man
schuhe näht.

Wieder wunderte sich Matrjona, mischte sich abe
jetzt nicht ein. Michail nähte weiter. Man nahı
Vesperbrot ein. Als Ssemjon sich erhob, sah au
Michail hatte Totenschuhe genäht.

Ssemjon wurde bestürzt. Wie erkläre ich mir
denkt er. Ein Jahr wohnt der Michail bei mir, n
ein Irrtum vor und jetzt richtet er solch ein Ungl
Stiefel mit hohen Schäften auf Doppelsohlen hat de
bestellt, er aber machte Totenschuhe mit leichten Sohl
verdarb das Leder. Wie komme ich nur mit dem
zurecht! So ein Leder ist nicht aufzutreiben.

Und er sagte zu Michail:

„Was thatest du, lieber Mensch? Du hast n
Grunde gerichtet. Stiefel bestellte der Herr — un
nähtest du?"

Kaum hatte er angefangen, Michail Vorwürfe zu
als an der Thür gepocht wurde. Man blickte hinau
mand war angeritten und band sein Pferd an.
wurde geöffnet. Der Diener des fremden Herren t

„Seid gegrüßt."

„Sei gegrüßt. Was giebt's?"

„Der Stiefel wegen schickt mich die Herrin . . ."

„Wie denn . . . der Stiefel wegen . . ."

„Ja, wegen der Stiefel. Stiefel hat der Her
mehr nötig. Der Herr wünscht Euch langes Leben

„Was redest du?"

„Während der Fahrt ist er gestorben. Als der
vor seinem Hause hielt und man ihm heraushelfen
lag er hingestreckt, er war schon erstarrt; mit Mü

*) Die übliche Formel der mündlichen Todesanzeige

man ihn in das Haus. So schickt mich denn die Herrin hierher. Sage dem Schuster, befahl sie, daß der Herr, welcher die Stiefel bestellte und das Leder zurückließ, die Stiefel nicht mehr nötig hat. Aus dem Leder soll man schnell Totenschuhe für den Toten nähen. Warte, bis sie fertig sind. So bin ich zu dir gekommen."

Michail sammelte die Abschnitte, rollte sie zusammen, schlug Sohle an Sohle der fertigen Totenschuhe aneinander, wischte sie mit der Schürze ab und übergab dem Diener die Rolle und die Schuhe.

8.

Die Jahre vergingen, bereits das sechste Jahr lebt Michail bei Ssemjon; wie früher lebt er, verläßt nicht das Haus, spricht nichts Überflüssiges. Nur zweimal während dieser ganzen Zeit sah man ihn lächeln: das eine Mal, als ihm die Schustersfrau das Abendbrot vorsetzte, und das zweite Mal über den fremden Herrn. Ssemjon kann sich nicht genug freuen über seinen Gesellen und er fragt ihn auch nicht mehr, woher er sei; nur das eine fürchtet er, Michail möchte ihn verlassen.

Wie sie einst beisammen sitzen und Matrjona die Töpfe in den Ofen stellt, laufen die Kinder auf den Bänken hin und her und schauen durch die Fenster. An einem Fenster arbeitet Ssemjon, an dem anderen sitzt Michail und macht einen Hacken.

Der Knabe läuft auf der Bank zu Michail, lehnt sich auf dessen Schulter und schaut durchs Fenster.

„Onkel Michail, sieh mal: die Frau mit den kleinen Mädchen kommt wohl zu uns. Eins von den Mädchen hinkt."

Als er diese Worte vernommen, legte Michail seine Arbeit beiseite und sah hinaus.

Ssemjon wunderte sich. Noch niemals hatte Michail einen Blick auf die Straße geworfen und jetzt kann er sich vom Fenster nicht losreißen. Auch Ssemjon schaute hinaus.

Er sieht in der That eine sauber gekleidete Frau in den Hof treten, an den Händen hält sie zwei kleine Mädchen in Mäntelchen und gewirkte Tücher um den Kopf -- die Mädchen eins wie das andere; nur das eine hinkt.

Die Frau trat in das dunkle Vorhaus, tastete an der Thür, öffnete dieselbe und ließ die Mädchen vorangehen.

„Grüß Gott!"

„Seid willkommen! Was ist gefällig?"

Die Frau setzte sich an den Tisch, scheu drängten sich die Mädchen an sie.

„Lederstiefel für die Mädchen zum Frühjahr."

„So kleine Stiefel haben wir noch nicht angefertigt aber wir können es; Michail ist Meister in jeder Schusterarbeit."

Ssemjon blickt auf Michail — der wendet nicht di Augen von den Mädchen.

Noch mehr wundert sich Ssemjon über seinen Gesellen Freilich sind es hübsche Mädchen, schwarzäugig, rund un rotbackig; hübsch sind Pelzchen und Tüchelchen. Ssemjon aber kann nicht begreifen, weshalb Michail die kleine Mädchen so unverwandt anschaut, als ob er sie kenne.

Ssemjon handelte mit der Frau. Als sie einig waren faltete er das Maß, die Frau nahm das hinkende Mädche auf die Kniee und sagte:

„Hier von dem Mädchen mußt du zwei Maße nehmen einen Stiefel mache für den linken Fuß, für den rechte Fuß drei. Gleiche Füßchen haben sie, eins wie das ander Sie sind Zwillinge."

Ssemjon nahm Maß, wie ihm geheißen.

„Was geschah mit ihr?" fragte er. „So ein hübsche Mädelchen! Ist sie so von Geburt an?"

„Nein, ihre Mutter hat das Füßchen eingedrückt."

Matrjona mischte sich ein.

„Bist du nicht die Mutter?"

„Weder Mutter noch Verwandte. Es sind angenommene Kinder.“

„Nicht eigene Kinder . . . und du liebst sie so.“

„Wie soll ich sie nicht lieb haben! An meiner Brust habe ich sie genährt. Ich hatte ein eigenes Kind, aber Gott nahm es zu sich — ich liebte dasselbe nicht so, wie ich diese Mädchen liebe.“

9.

Die Frau kam ins Gespräch.

„Ungefähr sechs Jahre sind es her,“ erzählte sie. „In einer Woche wurden die Kinder elternlos: an einem Dienstag begrub man den Vater, Freitags starb die Mutter. Mein Mann und ich lebten als Bauern im Dorfe. Es waren unsere Nachbarn. Wir wohnten Hof an Hof. Ihr Vater fällte Holz im Walde. Ein Baum fiel auf ihn, zermalmte ihn so, daß die Eingeweide herausquollen. Kaum hatte man ihn nach Hause gebracht, als er seinen Geist aufgab. Und das Weib kam im Laufe der Woche mit Zwillingen nieder, diesen Mädchen Armut, Verlassenheit — sie war allein, keine Alte, kein Mädchen um sie. Allein hatte sie geboren, allein starb sie auch. Wie ich am Morgen die Nachbarin besuche und zu ihr in die Stube trete, war sie schon erstarrt. Als sie im Sterben lag, hat sie sich auf das Mädchen gewälzt, ihr den Fuß verrenkt. Die Bauern versammelten sich. Man wusch die Tote, kleidete sie, machte einen Sarg und begrub sie. Alles das thaten die guten Leute. Die kleinen Mädchen blieben allein. Wo sie lassen? Ich war das einzige von den Weibern, welches ein Kind an der Brust hatte. Mein eigenes Kind nährte ich bereits die achte Woche, vorläufig nahm ich auch die Zwillinge zu mir. Wieder kamen die Bauern zusammen, sie dachten und dachten, was mit den Kleinen geschehen solle, und sagten zu mir: behalte sie bis auf weiteres bei dir, Marja, wir wollen uns inzwischen umthun, sie an

anderer Stelle unterzubringen. Ich hatte das unversehrte Kind an die Brust genommen, das andere aber stillte ich nicht; daß dasselbe am Leben bleiben würde, schien mir nicht wahrscheinlich. Dann aber dachte ich: wofür soll die Engelsseele umkommen? Ich empfand Mitleid und gab auch ihr die Brust. Ich war jung, bei Kräften, hatte gute Nahrung. Und Gott gab mir Milch in Überfluß. Zwei trinken, und das dritte wartet; hat eins genug, nehme ich das dritte an die Brust. Aber der Herr wollte, daß die Zwillinge gediehen und lebten, während ich mein Kind im zweiten Jahre begrub. Gott gab mir keine Kinder mehr. Unser Besitz mehrte sich. Jetzt wohnen wir hier in der Mühle beim Kaufmann. Auskömmliches Gehalt, gutes Leben. Wir haben ja keine eigenen Kinder. Wie sollte ich leben, wenn ich diese kleinen Mädchen nicht hätte! Ich muß sie ja lieben! Ohne sie würde ich verlöschen wie ein Licht."

Mit einer Hand preßte die Frau das hinkende Mädchen an sich, mit der anderen wischte sie sich Thränen von den Wangen.

„Es scheint, daß das Sprichwort nicht umsonst sagt, ohne Vater und Mutter könne man sein Leben verbringen, ohne Gott aber nicht."

So sprachen sie eine Weile, dann erhob sich die Frau zu gehen. Die Schustersleute gaben ihr das Geleit. Sie sahen sich nach Michail um. Der sitzt da, die Arme auf den Knieen gekreuzt, schaut nach oben und lächelt.

10.

Ssemjon trat zu ihm.

„Was ist mit dir, Michail?"

Michail stand von der Bank auf, band die Schürze ab, verbeugte sich vor Ssemjon und Matrjona und sagte:

„Verzeiht mir. Mir hat Gott verziehen, verzeiht auch Ihr."

Und mit Staunen sahen Ssemjon und Matrjona, daß von Michail ein Leuchten ausging. Ssemjon erhob sich, verbeugte sich vor Michail und sagte:

„Ich sehe, Michail, daß du kein Menschenkind bist wie wir. Ich kann dich nicht halten, ich kann dich auch nicht ausforschen. Sage mir nur das eine: weshalb, als ich dich fand und in mein Haus brachte, warst du verdüstert — als aber Matrjona dir das Abendessen bot, lächeltest du ihr zu und wurdest lichter? Dann, als der Herr die Stiefel bestellte, lächeltest du zum zweitenmal und noch lichter wurdest du seitdem. Und jetzt, als die Frau mit den Kindern kam, lächeltest du zum drittenmal und ein Glanz geht von dir aus. Sage mir, weshalb du dreimal gelächelt hast — weshalb dieses Leuchten dich verklärt."

Michail antwortete:

„Ein Leuchten geht von mir aus, weil ich Strafe erduldete und Gott mir jetzt verziehen hat. Gelächelt habe ich dreimal, weil ich drei Worte Gottes begriff. Das eine Wort Gottes begriff ich, weil deine Frau Mitleid mit mir hatte; da lächelte ich zum erstenmal. Als der Reiche die Stiefel bestellte, begriff ich das zweite Wort; da lächelte ich das zweite Mal. Und jetzt, als ich die kleinen Mädchen sah, begriff ich das dritte, das letzte Wort, ich lächelte zum drittenmal."

Und Ssemjon sagte:

„Vertraue mir, Michail, für welche Schuld Gott dich gestraft hat, und was sind das für Worte, damit auch ich sie begreife."

„Gott hat mich gestraft," entgegnete Michail, „weil ich ihm nicht gehorsam gewesen. Ich war ein Engel im Himmel und Gott sandte mich, um die Seele einer Frau in den Himmel zu tragen. Ich flog zur Erde — ich sehe: es liegt ein Weib krank, Zwillinge hat sie geboren, zwei Mädchen. Die Kleinen regen sich neben der Mutter, und die Mutter kann sie nicht an die Brust legen. Das Weib sah

mich, begriff, daß Gott mich nach ihrer Seele geschickt hatte, begann zu weinen und sagte: Engel Gottes, eben ist mein Mann begraben worden, ein Baum erschlug ihn. Ich habe weder Schwester noch Tante noch irgend eine Helferin, niemand ist da, der meine Waisen aufziehen wird. Nimm nicht meine Seele! Laß mich die Kinder tränken, nähren, auf die Füße stellen. Ohne Vater und ohne Mutter können ja Kinder nicht leben. Und ich erfüllte ihren Wunsch. Das eine Mädchen legte ich an ihre Brust, in ihre Arme das andere. Ich erhob mich zum Himmel, zu Gott. Ich vermochte nicht, o Herr, sprach ich, der Wöchnerin die Seele zu nehmen. Ein Baum hat den Vater erschlagen, die Mutter hat Zwillinge geboren, sie fleht, ihr die Seele zu lassen, und sagt: laß mich meinen Kindern Nahrung reichen, sie großziehen! Ohne Vater und ohne Mutter können ja Kinder nicht aufwachsen. Ich, o Herr, nahm nicht die Seele der Mutter. Und Gott sprach: Nimm der Wöchnerin die Seele und du wirst drei Worte begreifen: du wirst erfahren, was in den Menschen ist, was ihnen nicht verliehen ist und wovon die Menschen leben. Hast du diese drei Worte begriffen, so kehre wieder in den Himmel. Ich flog zur Erde und nahm die Seele der Wöchnerin. Da ließen die Neugeborenen die Brüste los, der Körper der Mutter streckte sich auf dem Lager, preßte auf eins der Mädchen und verletzte dessen Fuß. Um die Seele zu Gott zu führen, hob ich mich über das Dorf. Der Wind erfaßte mich, schlaff wurden meine Flügel, sie fielen von mir ab ... und die Seele flog allein zu Gott. Ich aber fiel am Wege auf den Boden hin.

11.

Ssemjon und Matrjona begriffen, wen sie gekleidet, genährt, beherbergt hatten. Und sie weinten vor Angst und Freude.

Weiter sagte der Engel:

„Allein, nackt blieb ich auf dem Felde. Früher kannte ich nicht der Menschen Not, nicht Kälte und Hitze — und nun war ich selbst ein Mensch. Ich wurde hungrig, mich fror, ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Wie ich um mich schaute, sah ich eine dem Herrn geweihte Kapelle. Ihr näherte ich mich, dort glaubte ich ein Obdach zu finden. Doch die Kapelle war verschlossen. Um mich vor dem Winde zu schützen, setzte ich mich hinter dieselbe. Der Abend kam, ich war hungrig und erstarrt und ganz elend. Plötzlich bemerke ich einen Menschen, der auf dem Wege geht, er trägt ein Paar Stiefel in der Hand und redet mit sich selbst. Seit ich Mensch geworden, sah ich zum erstenmal ein sterbliches Antlitz. Ich ängstigte mich vor ihm, ich wendete mich ab. Ich höre die Rede dieses Menschen, wie er seinen Körper vor der Winterkälte bewahren, wie er Weib und Kinder ernähren solle. Ich dachte bei mir: vor Kälte und Hunger vergehe ich, und da geht ein Mensch vorüber, welcher nur denkt, wie er sich und sein Weib mit einem Pelze bedecke und die Seinen ernähre — der kann mir nicht helfen. Der Mensch sah mich, er wurde noch schrecklicher, scheu ging er an mir vorüber. Ich lag in Verzweiflung. Plötzlich höre ich, daß der Mensch zurückkommt. Ich aber erkannte in ihm nicht den früheren Menschen. Vordem war Tod in ihm, nun atmete er Leben und in seinem Antlitz erkannte ich Gott. Er kam zu mir, bekleidete mich, nahm mich hilfreich in sein Haus. Ein Weib sah uns zusammen eintreten und redete arge Worte. Schrecklich war mir das Weib. Wie Todesodem ging es von ihr aus, kaum vermochte ich zu atmen vor diesem Hauch des Todes. Sie wollte mich wieder in die Kälte jagen, und ich fühlte, daß sie sterben würde, wenn sie es thäte. Da erinnerte sie ihr Mann an Gott und an dem Weibe ging eine Veränderung vor; als sie uns das Essen vorsetzte und mich ansah, sah auch ich sie an — nicht mehr Tod war in ihr, sie war lebendig und in ihr erkannte ich Gott. Und ich erinnerte mich des ersten Gottes-

wortes: erfahren wirst du, was in den Menschen ist. Un
ich begriff, daß in den Menschen Liebe ist. Meine Se
war erfreut, daß Gott begann, mir zu enthüllen, was
verheißen hatte. Da lächelte ich zum erstenmal. Aber all
konnte ich noch nicht verstehen, nicht zu fassen vermochte i
was den Menschen nicht verliehen ist und wovon sie lebe
Ein Jahr brachte ich bei euch zu. Ein Mann trat in eu
Stube, er bestellte Stiefel, die sich ein Jahr tragen lasse
sich nicht auftrennen, nicht schief werden. Wie ich ihn a
sah, erblickte ich hinter seinen Schultern meinen Genosse
den Todesengel. Niemand außer mir sah den Engel. I
aber kannte ihn und wußte, daß er, ehe die Sonne unte
gegangen, die Seele des Reichen mit sich führen würde. F
ein Jahr versorgt sich der Mann und ahnt nicht, daß se
Leben geschlossen sein wird, ehe der Tag sich neigt. Und
erinnerte mich des zweiten Gotteswortes: erfahren wirst d
was den Menschen nicht verliehen ist. Was in den Me
schen ist, wußte ich bereits. Nun aber begriff ich, was d
Menschen nicht verliehen ist: verliehen ist ihnen nicht, d
sie fassen, was sie für ihren Körper bedürfen. Da läche
ich zum zweitenmal. Freude war in mir, daß ich den Eng
den Genossen, erblickt und daß mir Gott das zweite W
enthüllt hatte. Alles aber vermochte ich noch nicht zu b
greifen. Begreifen konnte ich nicht, wovon die Mensch
leben. Ich wartete, bis mir Gott das letzte Wort offe
baren würde. Jetzt nun, nach sechs vollendeten Jahre
kommen die Zwillingsmädchen und die Frau — und ich e
kenne die Mädchen — ich erinnere mich, wie sie am Leb
erhalten blieben — und ich denke: um ihrer Kinder will
hat mich die Mutter angefleht, ich glaubte ihr; erfüllt w
ich von dem Gedanken, daß ohne Vater und ohne Mutt
Kinder nicht zu leben vermöchten. Aber eine fremde Fr
hat sie genährt, unter ihrer Sorge sind sie aufgewachs
Als diese Frau von Rührung ergriffen war über die frem
den Kinder und weinte, sah ich in ihr den lebendigen G.

und begriff, wovon die Menschen leben. Und ich erkannte, daß der Herr mir das letzte Wort enthüllt, daß **er** mir vergeben hatte. Da lächelte ich zum drittenmal.

12.

Und es fielen die Hüllen vom Körper des Engels ab und er badete sich im Licht, so daß Menschenaugen den Anblick nicht ertrugen. Lauter begann er zu reden, als ob nicht von ihm aus, als ob vom Himmel seine Stimme ertönte.

Es sprach der Engel:

„Ich erkannte, daß der Mensch nicht von der Sorge um sich, sondern von der Liebe lebe. Der Mutter ist es nicht gegeben worden, zu wissen, was ihre Kinder zum Leben bedürfen. Dem Reichen ist es nicht gegeben worden, zu wissen, wessen er bedarf — zu ergründen vermag kein Mensch, ob er Stiefel für sich bedürfe als ein Lebendiger oder Totenschuhe zum Abend, wie sie dem Toten geziemen. Ich blieb am Leben, als ich Mensch war, nicht weil ich für mich sorgte, sondern durch Liebe in dem vorübergehenden Manne und seiner Frau, weil sie Mitleid mit meinem Elend hatten und mich liebgewannen. So sind auch die Waisen nicht am Leben geblieben, weil man für sie Sorge trug — am Leben sind sie geblieben, weil Liebe in dem Herzen der fremden Frau war, weil sie Mitleid mit ihnen empfand und sie liebgewann. Die Menschen leben nicht davon, daß sie für sich selbst sorgen, sie leben von der Liebe, die in den Menschen ist. Auch früher wußte ich, daß Gott den Menschen das Leben gegeben; ich wußte, es sei sein Wille, daß sie leben. Jetzt begriff ich noch etwas anderes. Ich begriff, Gott wolle es nicht, daß die Menschen getrennt leben; deshalb entdeckte er ihnen nicht, was jeder für sich braucht; sein Wille ist, daß sie alle in Eintracht leben. Deshalb zeigte er ihnen, was sie für sich und für alle nötig haben. Klar war es mir geworden, den Menschen scheine es nur so, als lebten

sie von der Sorge um sich selbst — sie leben aber nur
der Liebe. In wem Liebe ist, in dem ist auch Gott.
ist in ihm, weil Gott die Liebe ist."

Zum Preise des Ewigen sang der Engel. Von s
Stimme erdröhnte das Haus. Die Decke that sich auf,
Feuersäule stand da von der Erde bis zum Himmel.

Ssemjon mit Frau und Kindern sanken in die Kn

Weiter wurden die Flügel des Engels und er e
sich zum Himmel.

Als Ssemjon wieder zu sich kam, stand das Haus da
früher, in seiner Stube war niemand außer den Seln

Ende.

